

Krieg gegen die Eltern: Wenn die Pubertät entgleist

Nummer 19 – 8. Mai 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Plädoyer für Gott

Gäbe es ihn nicht, man müsste ihn erfinden.

Von Andreas Kunz

Levrat setzt sie alle matt

Der Schach spielende SP-Präsident ist eine Klasse für sich.

Von Markus Schär

Queen Elizabeth: Die letzte Königin

Was bleibt von Europas Monarchien? *Von Alexander von Schönburg*



4 194407 004900

19



Entdecken Sie die Vielfalt der Schweizer Traditionen und Bräuche.



Holen Sie sich jetzt in einer UBS-Geschäftsstelle in Ihrer Nähe die neue Broschüre «100 Traditionen & Bräuche. Echt Schweiz.» von Schweiz Tourismus und UBS. Mit exklusiven Tipps und vergünstigten Freizeitangeboten.

UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



www.ubs.ch/entdecken

Intern

Der 43-jährige deutsche Journalist und Erfolgs-Schriftsteller Alexander Graf von Schönburg-Glauchau, um den vollständigen Namen zu nennen, ist Mitglied und Kenner des internationalen Hochadels. Wir haben ihn gebeten, den Generationenwechsel in zahlreichen europäischen Königshäusern zu analysieren. Graf Schönburg kommt zu der melancholischen Schlussfolgerung, dass es mit Ausnah-



Ende der Monarchie: Autor von Schönburg.

me der englischen Königin, mit deren Familie er verwandt ist, derzeit keine wirklichen Monarchen mehr gibt in Europa. Man habe sich zu leichtfertig einem Trend zur Verbürgerlichung ergeben. Der unserer Leserschaft aufgrund zahlreicher Essays bestens vertraute Autor ist heute auch als Ressortleiter bei der *Bild*-Zeitung in Berlin tätig, wo er mit seiner Familie lebt. Wir möchten der Chefredaktion von *Bild* sehr herzlich dafür danken, dass Alexander von Schönburg diesen Aufsatz für uns schreiben durfte. Die grenzüberschreitende grosszügige Zusammenarbeit zwischen den Verlagshäusern ist ein schönes Beispiel dafür, dass in aller Regel die Schweiz und Deutschland beste Beziehungen im liberalen Geist pflegen. Wir senden unseren Dank und unsere besten Grüsse zu den Kollegen von *Bild*. **Seite 40**

Als Agnostiker, der im Alter von zwanzig Jahren aus der Kirche ausgetreten ist, bot sich Andreas Kunz nicht direkt dazu an, ein «Plädoyer für Gott» zu schreiben. Genau deshalb haben wir ihn aber mit dieser Aufgabe betraut. Kunz suchte in wissenschaftlichen Studien nach der Kraft, die er selbst nie gefunden hatte – die

aber Milliarden Menschen dazu bewegt, an eine höhere, irrationale Macht zu glauben. Er sprach mit Theologen, und obwohl er sich nicht bekehren liess, kam Kunz zum Schluss, dass der Glaube an einen Gott für die Menschheit ein Segen ist. **Seite 28**

Die Halle ihres Hauptquartiers im New Yorker Meatpacking District ist mit Warhols dekoriert, die alle das Gesicht der Firmenchefin zeigen. Als Sven Michaelsen die Modeschöpferin Diane von Fürstenberg im Rahmen eines ausführlichen Gesprächs fragte, wie sie zu ihrem Beinamen «Diane the Huntress» (Diane die Jägerin) gekommen sei, machte die 66-Jährige keine Umschweife: «Ich wollte ein Männerleben in einem Frauenkörper – und Männer jagen nun mal. Sie als Mann wissen doch, dass zwei Stunden ausreichen, um sich in einem Klub jemanden fürs Bett auszusuchen.» **Seite 58**

Drei Tage lang hat Rico Bandle den fiktiven Prozess gegen die *Weltwoche* im Zürcher Theater Neumarkt mitverfolgt. Von «geistiger Brandstiftung» war die Rede, von «Hetze», von «bewussten Lügen». Tiefpunkt der Anschuldigungen war, als Ankläger Marc Spescha der *Weltwoche* zum Vorwurf machte, einen ägyptischen Autor zu den umstrittenen Thesen Thilo Sarrazins gefragt zu haben: «Ist es auch genetisch bedingt, dass Muslime erfolgloser sind als andere Einwanderer?» Wenn selbst Fragen zu stellen, ein Vergehen sein soll, ist der Journalismus am Ende. Trotzdem: Regisseur Milo Rau ist es gelungen, exzellente Teilnehmer für den Prozess zu gewinnen, das Niveau der Diskussionen war hoch – auch in den Pausen an der Bar. Übrigens, die Antwort im Interview mit dem Ägypter lautete: «Natürlich nicht.» Dies blieb am Prozess selbstverständlich unerwähnt. **Seite 5, 24, 43** *Ihre Weltwoche*

Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antonovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



WELTNEUHEIT



NUR VON SUBARU: DER NEUE OUTBACK MIT AUTOMAT, BOXER DIESEL UND 4x4. AB FR. 39'650.–.

LINEARTRONIC
save energy

BOXER DIESEL

SYMMETRICAL
AWD

Klasse und Rasse höhergelegt. Jetzt als internationale Premiere: Subaru präsentiert als erster und einziger Fahrzeughersteller der Welt einen Diesel-Boxermotor mit Lineartronic und permanentem symmetrischem 4x4-Antrieb. Wobei das Lineartronic-Automatikgetriebe auch noch über einen 7-Gang-Manual-Modus verfügt.

Die verbrauchsarme Lineartronic-Technologie verbunden mit den ökologischen und ökonomischen Vorteilen des Diesels und dem permanenten symmetrischen Antrieb: diese Pionierleistung finden Sie exklusiv im exklusivsten Modell von Subaru, dem Outback. Bei dem bekanntlich – auch im Benziner-Modell – eh schon alles inklusive ist, was Sie sich von einem Auto wünschen.



Leasing-Angebot
gültig bis 30.6.2013.

Abgebildetes Modell: Outback 2.0D AWD Advantage, Lineartronic, 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie D, CO₂ 166 g/km, Verbrauch gesamt 6,3 l/100 km, Fr. 39'650.–. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 153 g/km.



SUBARU

Confidence in Motion

SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4



www.subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Telefon 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. www.multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.

Der Prozess

Die «Zürcher Prozesse» gegen die *Weltwoche* sind uns Ansporn und Verpflichtung. Volkswahl des Bundesrates.

Von Roger Köppel

Am Wochenende sind am Neumarkt-Theater die «Zürcher Prozesse» gegen die *Weltwoche* zu Ende gegangen. Der Schweizer Regisseur Milo Rau hatte versucht, diese Zeitung im Rahmen seines Reality-Theaters in die Nähe krimineller Handlungen zu rücken. Es kam zu einem klaren, wenn auch bedeutungslosen «Freispruch». Bedeutungslos deshalb, weil die Übung darauf angelegt war, die *Weltwoche* möglichst nachhaltig anzuprangern. Anders als im richtigen Leben war das abschliessende Urteil Nebensache.

Der Schreibende nahm an der Inszenierung bewusst nicht teil. Mit Verlaub: Der echte Chefredaktor kann sich nicht vor ein unechtes Gericht stellen. Die Ausgangslage stimmte nicht. Man steht als Angeklagter nur vor richtigen Richter, nicht vor falsche.

Dennoch danken wir Regisseur Milo Rau, den Kollegen vom Neumarkt-Theater und allen Kritikern und Verteidigern der *Weltwoche*. Sie haben sich, wie man hört, fulminant in eine gehaltvolle Diskussion gestürzt über Rolle und Grenzen des Journalismus. Journalisten spielen in der Demokratie eine wichtige Rolle. Sie sind Garanten der Meinungsvielfalt und Wächter der Staatsmacht. Sie sollten in der Lage sein, Probleme von Scheinproblemen zu unterscheiden, um erstere, indem sie sie ansprechen, einer Lösung näherzubringen. Guten Journalismus erkennt man an den Motiven: Die Praxis des Enthüllens und Aufdeckens muss am Ende dazu dienen, die Zustände in der Schweiz zu verbessern.

Natürlich ist es legitim, die *Weltwoche* zu kritisieren, ihre Methoden und Akzentsetzungen skeptisch bis ablehnend zu verhandeln. Man braucht nicht mit ihren Befunden einverstanden zu sein. Offenbar haben die «Zürcher Prozesse» ihre Anklage auf der Behauptung aufgebaut, die *Weltwoche* verfolge finstere Absichten, ihre Motive seien verwerflich: Von «Diskriminierung von Minderheiten» bis hin zu «Rassismus» war die Rede. Das Blatt wolle zudem an den Institutionen des Staates sägen und Zwietracht verbreiten im Land. Schliesslich wurden Zweifel geäussert an der politischen Unabhängigkeit des Chefredaktors.

Wir nehmen solche Vorwürfe ernst. Wer sich falsch verstanden fühlt, kann nicht einfach dem Empfänger die Schuld geben. Offensichtlich ist es der *Weltwoche* nicht immer gelungen,



«Sympathie-Feldzüge durch die Schweiz.»

eine kritische Leserschaft von der Lauterkeit ihrer Ziele und Mittel zu überzeugen. Ohne eigenes Ungenügen hätte es keine fundierte Kritik und damit auch keine «Zürcher Prozesse» gegeben. Wir nehmen das Verfahren daher als Auftrag und Ansporn, uns noch intensiver darum zu bemühen, auch jene Leser mitzunehmen, die dem Blatt nicht auf Anhieb zu folgen bereit sind. Beweisführungen bleiben wichtiger als Schlussfolgerungen.

Zahlreiche Kritiker haben an den «Zürcher Prozessen» leidenschaftlich und engagiert gegen die *Weltwoche* argumentiert. Dafür sind wir dankbar. Gerne treten wir auch in Zukunft den Beweis an, dass die zentralen Vorwürfe, die vor dem Attrappen-Gericht geäussert wurden, nicht zutreffen. Die *Weltwoche* ist ein Blatt der möglichst breiten Meinungsvielfalt, des offenen Visiers. Ihre Irritationskraft beruht ja gerade darauf, dass sie sich immer wieder gängigen moralischen Wertungen und Denkschablonen zu entziehen versucht.

Ihr Credo, die Dinge auch mal aus einer andern Perspektive anzuschauen, wurzelt im Glauben an die Notwendigkeit einer echten Vielfalt der Meinungen und Blickwinkel. Der Ansatz ist journalistisch, aufklärerisch. Nichts irritiert die *Weltwoche* mehr als die Neigung, relevante Tatsachen aus ideologischen Gründen auszublenden. Darum: Schreiben, was ist.

Das grosse Selbstgespräch der Schweiz über die Schweiz will die *Weltwoche* durch neue und triftige Aspekte erweitern. Auf das Risiko heftiger Anfeindungen hin deckt sie Missstände beim Staat auf, der mächtigsten Instanz im Land. Nicht, weil sie sich an den Missständen freut, sondern weil sie sie behoben sehen möchte. Jederzeit sind wir bereit, gute Argumente durch bessere Argumente zu ersetzen.

Widerspruch ist erwünscht. Wir freuen uns darauf, mit unseren Kritikern im Gespräch zu bleiben. Am liebsten im eigenen Blatt. Die Schweiz hat als Land des Konsenses, der Harmonie und des vordergründigen Einvernehmens grosse Vorteile. Die *Weltwoche* sorgt mit ihrem kritisch hinterfragenden Recherche-Journalismus dafür, dass die unbestrittenen Vorteile nicht in ihr Gegenteil umschlagen.

Intuitiv waren wir bisher eher gegen die Volkswahl des Bundesrates. Das austarierte System sich gegenseitig belauernder Institutionen hat der Schweiz den freiheitlichsten demokratischen Rechtsstaat der Welt beschert. Die Vorstellung, dass kandidierende Bundesräte Sympathie-Feldzüge durch die Schweiz lostreten, löst nicht schlagartige Begeisterung aus. Dennoch beobachtet man an sich selber – je länger die Debatte nun dauert – eine anschwellende Zustimmung für die Idee einer Volkswahl. Das hat entscheidend mit den Argumenten der Gegner zu tun.

Am Wochenende tagten die Delegierten des Freisinns. Andere Parteien hatten sich bereits zuvor gleichlautend ablehnend geäussert. Ein Komitee von alt Bundesräten, mit Ausnahme von Micheline Calmy-Rey, trommelt für ein Nein. Das Irritierende an diesen Abgesängen auf die Volkswahl ist das ihnen zugrundeliegende Generalmisstrauen der Politiker gegen ihre Wähler. Man spricht den Bürgern die Fähigkeit ab, sich über mögliche Bundesratskandidaten eine fundierte Meinung zu bilden. Die Politiker wännen sich offenbar im Besitz eines überlegenen Urteilsvermögens. Sind Parlamentarier wirklich klüger als ihre Wähler?

Möglicherweise unterliegen die Parteien und Parlamentarier hier einer leisen Überschätzung ihrer geistigen Möglichkeiten. Die Schweiz würde nicht untergehen, wenn künftig auch die Bundesräte vom Volk gewählt würden. In den Kantonen funktioniert die Volkswahl der Regierungsräte bestens. Und ganz grundsätzlich: Woher nehmen Bundesparlamentarier eigentlich die Arroganz, die Leute, denen sie ihre eigenen Posten verdanken, für verführbar und unmündig zu halten, wenn es um die Besetzung des Bundesrates ginge? Die *NZZ* sprach in einem giftigen Leitartikel synchron zur FDP gar von «direkter Demagogie», was kein Ausdruck eines übertriebenen Zutrauens in die politische Reife des Souveräns darstellt.

Die Vorlage wird trotz derlei stossender Herablassung kaum eine Chance haben, weil sie von der SVP lanciert wurde und damit bei vielen andern Pawlowsche Blockaden und Abwehrreflexe auslöst. Was schade ist. Die Wahl des Bundesrates durch das Volk bedeutet, dass sich die Bundesräte stärker an den Interessen des Souveräns ausrichten müssen. Kann man als Demokrat dagegen wirklich vernünftige Einwände haben?



Pubertärer Widerstand: Seite 52



Giftgas-Verdacht: Aleppo, Syrien. Seite 50



Klasse Kampf: SP-Chef Levrat. Seite 32



Kraft des Glaubens: Klagemauer. Seite 28

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Aufstand der «gewöhnlichen Leute»

11 **Im Auge** Aldo Hugo Sallustro, Bildchen-Verkäufer

12 **Kommentar** Ein Land verteidigt seine Interessen

15 **Personenkontrolle** Müller, Keller-Sutter, Röthlisberger, Ganz, Freysinger, Varone

15 **Nachruf** Jeff Hanneman, Slayer-Gitarrist

16 **Hilfswerke mögen's intransparent**

Eine Studie zeigt: Die Toplöhne sind dort am höchsten, wo das Geld vom Staat statt von Spendern kommt

18 **Die Deutschen** Reich und reich

18 **Wirtschaft** Die Hemmschwellen sinken

21 **Ausland** Die Worte sind entwertet

22 **Mörgeli** Den säkularen Kampf austragen

22 **Bodenmann** Alle ab nach Wandlitz

24 **Gesellschaft** Mami geht

24 **Medien** Für mehr Anarchie in den Medien

26 **Darf man das?/Leserbriefe**

Hintergrund

28 **Plädoyer für Gott**

Was bringt das Festhalten am Irrationalen?

32 **Levrat setzt sie alle matt**

Wie der SP-Präsident die bürgerlichen Gegner ausspielt

35 **Theater** Spektakulärer Prozess gegen die *Weltwoche*

36 **«Die EU erlebt fünf Krisen»**

Der Finanzunternehmer Martin Janssen hält eine Verschärfung der Krise in der EU für wahrscheinlich

40 **Queen Elizabeth: Die letzte Königin**

Moderne Völker verdienen keine Monarchien mehr

44 **«Der Mythos Everest ist tot»**

Reinhold Messner über Ueli Stecks Streit mit den Sherpas

46 **Pakistans Motley Crew**

Ein bunter Haufen von Kandidaten will in die Politik

49 **Brief aus Berlin** Kampf der Grünen gegen die SPD

50 **Obamas unscharfe Linie**

Während die USA zaudern, bombardiert Israel den Erzfeind Syrien – die Fakten im Propagandakrieg um C-Waffen

52 **Krieg gegen die Eltern**

Pubertierende Jugendliche können ihre Mütter und Väter zur Verzweiflung treiben. So lassen sich Fehler vermeiden

56 **Spitzenplatz auf der A-Liste**

Emma Stones Parallelen zu Lindsay Lohan



Formgebung Wertvoller als purer Raum ist die Möglichkeit, ihn flexibel zu nutzen – **USM Möbelbausysteme** für anpassungsfähige Lösungen.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.
USM U.Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, München, New York, Paris, Tokio
info@usm.com, www.usm.com

USM
Möbelbausysteme



«Ich habe gelitten»: Modeschöpferin von Fürstenberg. Seite 58

Interview

58 «Männer jagen nun einmal»

Ihre Wickelkleider machten sie berühmt, mit Richard Gere war sie liiert:
Diane von Fürstenberg über Karriere, Liebschaften und plastische Chirurgie

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur Joakim Eskildsen, Fotograf

64 Bestseller

64 Viel Arbeit für Dan Brown

Was in Dan Browns neuem Roman stehen könnte

65 Jazz Craig Taborn Trio

66 Arbeiter an der Zukunft

SP-Nationalrat Andreas Gross zum 100. Geburtstag des Humanisten Robert Jungk

68 Top 10

68 Kino «Paradies: Glaube»

69 Fernseh-Kritik «Das alte Haus»

70 Namen «Knie»-Premiere in Zürich

71 Hochzeit Kate Bornstein und Barbara Carrellas

71 Thiel Monster-Klub

72 Wein Château Troplong Mondot: Saint-Emilion Grand Cru Classé 1994

72 Die Besten Zu geniessen gemixt oder pur

73 Auto Mini Cooper S Paceman All 4

74 MvH trifft Viktor Giacobbo, Satiriker

Autoren in dieser Ausgabe

Virginia Nolan



Als Redaktorin beim grössten Schweizer Elternmagazin *Fritz + Fränzi* schreibt die 29-Jährige über alles, was den Mikrokosmos Familie bewegt.

Ihr Artikel erklärt, warum die Pubertät bei den Jugendlichen immer extremer wird – und immer länger dauert.

Seite 52

Andreas Gross



Andreas Gross, 60, ist SP-Nationalrat, Mitglied des Europarats und ein vehementer Verfechter der direkten Demokratie. In dieser Ausgabe lesen

Sie seine Hommage an den grossen Humanisten, Zukunftsforscher und kurzzeitigen *Weltwoche*-Chefredaktor Robert Jungk. Seite 66

WW MAGAZIN
JETZT AUCH FÜRS iPad

Erhältlich im Apple-Zeitungskiosk
GRATIS



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



GUBELIN

JUWELEN • UHREN



Chronograph Ref. 5170J



Wir versprechen Alina, dass bis Ende 2017 alle Textilien der Migros Eigenmarken ökologisch, sozialverträglich und rückverfolgbar produziert werden.

Der Eco-Standard steht für eine umweltverträgliche Textil-Produktion sowie für sichere und gesunde Arbeitsbedingungen. Alle Arbeitsschritte und Produkte lassen sich bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen. Diese Anforderungen gelten bereits für $\frac{2}{3}$ aller Textilien in der Migros. Bis Ende 2017 werden alle Textilien der Migros Eigenmarken nach den strengen Eco-Richtlinien produziert. **Mit diesem und zahlreichen weiteren verbindlichen Versprechen engagieren wir uns für die Generation von morgen.**

Mehr auf generation-m.ch

GENERATION M

MIGROS
Ein **M** besser.

Aufstand der gewöhnlichen Leute

Von Hanspeter Born — Der Erfolg der antieuropäischen Protestpartei Ukip bei den Regionalwahlen in England hat die politische Klasse aufgeschreckt. Ein Erdbeben oder nur ein Aufschrei?



Oft sind die Völker klüger als ihre Führer: Ukip-Chef Farage.

Das knappe Viertel der wenigen Wähler, die sich zur Urne bequemten, stimmte aus unterschiedlichen Gründen für die Ukip, die United Kingdom Independence Party, die 1993 von EU-Skeptikern gegründete Partei, deren vorrangiges Ziel der Austritt aus der EU war (und bleibt). Inzwischen nimmt sich die stark von ihrem unkonventionellen Chef, dem langjährigen Europaparlamentarier Nigel Farage, geprägte Partei auch anderer Fragen an, von denen sie glaubt, dass ihnen die drei etablierten Parteien, die Tories, Labour und die Liberaldemokraten, zu wenig Beachtung schenken. Die Ukip befürwortet eine striktere Kontrolle der Einwanderung, eine nicht von der Angst vor dem Klimawandel diktierte Energiepolitik, Senkung der Körperschafts- und Abschaffung der Erbschaftssteuer, Kürzung der Auslandhilfe.

Die Elite scheint auswechselbar

Noch ist das Parteiprogramm ziemlich unausgegoren und die Partei «eine in einem Gartenschuppen zusammenschraubte wacklige Klapperkiste», wie ein Kommentator meinte. Ob aus der Ukip einmal eine «richtige» Partei mit Aussicht auf Teilnahme an der Macht wird oder ob sie angesichts ihrer konservativ-libertären Ausrichtung von den Tories geschluckt wird, ist offen.

Anders als in anderen Ländern ist es in Großbritannien üblich, dass bei Wahlen die Kandidaten von Tür zu Tür gehen, klingeln und hoffen, dass jemand heraustritt, um mit ihnen zu reden. Bei diesen Türschwelligengesprächen

David Cameron, Ed Miliband und Nick Clegg scheinen auswechselbar.

mussten Vertreter der drei massgeblichen Parteien jetzt immer wieder dasselbe hören: «Die Parteien unterscheiden sich nur noch in Details voneinander.»

Tatsächlich kommen ihre Führungsleute alle aus der gleichen privilegierten, urbanen Schicht, besuchten die gleichen Privatschulen und Universitäten, machten Karriere in den jeweiligen Parteiapparaten und verkehren hauptsächlich mit ihresgleichen. Sie denken «aufgeklärt, fortschrittlich, modern» und wissen sich auf der gleichen Wellenlänge wie die linksliberalen Medien (vor allem die BBC), die Mehrheit der Kulturschaffenden und der Universitätsprofessoren. David Cameron, Ed Miliband und Nick Clegg scheinen auswechselbar.

Ob zu Recht oder zu Unrecht, bei den «gewöhnlichen Wählern» hat sich die Meinung

»» Fortsetzung auf Seite 12

Panini-Jagd



Aldo Hugo Sallustro, Bildchen-Verkäufer.

Die Champions League hat er jetzt schon gewonnen, wie immer, aber keiner kennt ihn. Das Merkwürdige an Aldo Hugo Sallustro ist, dass er die Konterfeis aller berühmten Kicker des Erdballs unter die Jugend streut, weit über zwanzig Milliarden sind es, doch von ihm selber gibt es kaum ein vernünftiges Foto. Sallustro, 68, ist der CEO von Panini S. p. A. mit Sitz in Modena, Urheberin und Epizentrum der Sammel- und Tauschmanie mit Panini-Bildchen. Ein absolut krisenresistentes Geschäft und präsent in über hundert Ländern. Sallustro vermittelt kleinen Jungen den grossen fussballkapitalistischen Traum, sich wie Hoeness oder Ferguson zu fühlen: Biete 5 Ronaldo oder 30 Barnetta für 1 Messi.

Die Öffentlichkeitsscheu des Herrschers über das Königreich Panini hängt vielleicht mit seiner Familiengeschichte zusammen. Sallustros Vater besass die Generalvertretung von Fiat in Argentinien und wurde 1972 in Buenos Aires von Montoneros-Terroristen entführt und ermordet. Die Sallustros stammen ursprünglich aus Neapel, wanderten nach Paraguay aus und wurden dort mit einer Bijouterie reich. Attila Sallustro, ein Onkel, bestieg das Schiff zurück nach Neapel und wurde ein legendärer Fussballgott der dreissiger Jahre, nahm jedoch keine Gage, sondern liess sich in Luxusautos auszahlen.

Die Idee zu den Sammelalben hatte der Kioskbesitzer Franco Cosimo Panini 1961 in Modena, später verkaufte er die Firma an den britischen Medienzaren Robert Maxwell, der als Pleitier Selbstmord beging. Sallustro übernahm Panini 1999 aus einer Konkursmasse und hält einen bedeutenden Minderheitsanteil. Die Besitzverhältnisse verbergen sich hinter Briefkästen in Luxemburg und Panama, auch damit erklärt sich die Diskretion Sallustros, der in England lebt. Medienverlage und Private-Equity-Haie schnappen nach Panini so begierig wie die Messi-Aficionados. Denn Sallustro hat das Spielfeld in die USA ausgeweitet und auch die populäre Basketball-Liga NBA in sein Köpfcchen-Imperium eingegliedert.

Peter Hartmann

verfestigt, dass sie von der in der Blase von Westminster lebenden Politikerkaste als *Quantité négligeable* betrachtet werden, als durch geschickte Propaganda lenkbares Stimmvieh. Das britische Majorzwahlrecht hat historisch ein stabiles Zweiparteiensystem geschaffen. In vermutlich zwei Dritteln der Einerwahlkreise steht bei Parlamentswahlen das Resultat von vornherein fest. Gekämpft wird deshalb vor allem in den umstrittenen Bezirken. Ziel sind die schwankenden Wechselwähler, die in der Regel in der politischen Mitte zu finden sind. Dies hat zur Folge, dass die Parteiführungen die Anliegen des eigenen Fussvolkes gerne vernachlässigen.

Es gibt vieles, was der *ordinary voter*, der Mann und die Frau auf der Strasse, nicht versteht. So vertreten alle drei grossen Parteien eine Energiepolitik, die eine drastische Beschränkung des CO₂-Ausstosses und die Ausrichtung auf erneuerbare Energien will. Kohlekraftwerke werden geschlossen, die unökonomische Sonnen-, Wasser- und Windenergie wird subventioniert, was zu einem ständigen, Wirtschaft und Privathaushalte stark belastenden Ansteigen der Energiepreise führt. Farage nennt diese Energiepolitik «wahnsinnig». Mit seiner Kritik an den die Landschaft verunstaltenden, unwirtschaftlichen Windfarmen (die Landbesitzern wie Camerons Schwiegervater ein beträchtliches Einkommen garantieren) trifft er im ruralen England auf Widerhall.

«Spinner und heimliche Rassisten»

«Gewöhnliche Leute» verstanden auch nicht, wieso sich das Parlament dieses Jahr ausgiebig mit der Frage der gleichgeschlechtlichen Ehe beschäftigte. Nicht dass die Ukip und ihre Anhänger «homophob» wären – sie befürworteten zivile Partnerschaften –, aber sie sehen nicht ein, wieso in einer Zeit, in der «gewöhnliche Familien» von gewichtigen wirtschaftlichen und sozialen Problemen bedrängt werden, die Parteien und ihre Chefs diesem Thema derartige Bedeutung geben und es zu einer Menschenrechtsfrage par excellence hochstilisieren.

Nicht genug, dass die «moderne» Politikerkaste die «gewöhnlichen Leute» vernachlässigt. Sie neigt dazu, sie zu verachten. Als David Cameron 2006 die Ukip unvorsichtigerweise als «*a bunch of fruitcakes, loonies and closet racists*» bezeichnete – also als Spinner und heimliche Rassisten –, sagte er vermutlich laut, was er dachte. Wähler lassen sich ungern verhöhnen.

Als ich vor Jahren den ebenso berühmten wie eigenwilligen Historiker A.J.P. Taylor interviewte, verblüffte er mich mit der mir gewagt scheinenden Aussage: «Die Leute sind vernünftiger als ihre Führer.» Und wenn er recht gehabt hätte?

Kommentar

Warum Israel richtig handelt

Von Pierre Heumann — Der Bürgerkrieg in Syrien kann nur durch Gewalt beendet werden. Jerusalems Angriff auf Syrien verhindert Schlimmeres.

Israel greift in den syrischen Bürgerkrieg ein: In den vergangenen Tagen hat die israelische Luftwaffe wiederholt Ziele in Syrien angegriffen. Im Gegensatz zu Europa und den USA kann es sich Israel nicht länger leisten, dem brutalen Geschehen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft tatenlos zuzuschauen. Was sich in und um Damaskus abspielt, ist für Israel von existenzieller Bedeutung. Wenn Israel in Syrien eingreift, verteidigt es seine vitalen Interessen.

Während Jahrzehnten war es an der syrisch-israelischen Grenze ruhig gewesen. Offiziell herrschte zwar Kriegszustand. Aus Angst vor massiven Gegenschlägen verzichtete Syrien aber darauf, Israel zu provozieren.

Doch jetzt zerfällt die Staatsgewalt, die für stabile und berechenbare Verhältnisse gesorgt hatte. Um zu überleben, stützt sich Präsident Baschar al-Assad auf Terrororganisationen wie die Hisbollah und auf die Islamische Republik Iran, die sich dem Untergang des jüdischen Staates verschrieben hat.

Die Hisbollah erhält von Teheran Raketen, mit denen sie Tel Aviv angreifen kann. Sie werden über Syrien geliefert. Terroristen könnten sich zudem Chemiewaffen beschaffen, die Assad in seinen Arsenalen lagert. Aufgrund von Geheimdienstinformationen weiss Israel, dass die Hisbollah in Syrien mehrere Stützpunkte

unterhält. Sie befinden sich in der Regel in der Nähe von Chemiewaffenlagern.

Die israelischen Jets, die neulich Ziele in Syrien angriffen, hatten Waffen im Visier, welche der Hisbollah von Teheran geschenkt wurden und die in Syrien für den Weitertransport bereitstanden. Israels Luftwaffe hatte von der Regierung den Auftrag erhalten, diese Waffen zu zerstören, bevor sie in Libanon ankommen würden.

Israels Kampf gegen die Giftwaffen

Das Risiko, dass Assad mit einem Gegenschlag reagieren wird, ist gering. Seine Regierung hat zwar martialische Vergeltungen angedroht. Doch er hat kein Interesse an einer neuen Front. Assad hat derzeit andere Sorgen. Ein Krieg mit Israel könnte für ihn das endgültige Aus bedeuten. Er muss nämlich befürchten, dass Israel seine Luftwaffe zerstören würde – also ausgerechnet seine wichtigste Stütze im brutalen Kampf gegen die Rebellen und seine Bürger.

Für Israels Sicherheit steht allerhand auf dem Spiel. Auf seinem Gebiet hat Assad Giftgas gelagert sowie Fliegerabwehrsysteme und Langstreckenraketen stationiert. Ob diese vom Regime und seinen Verbündeten kontrolliert werden oder von Assads Gegnern, die mit dem Al-Qaida-Netzwerk liiert sind, spielt für Israel keine Rolle. Solange die Wirren anhalten, ist beides gefährlich. Ob eine tödliche Waffe von einem Schiiten oder einem Sunniten eingesetzt wird, ändert nichts am Resultat. Deshalb will Israel die Waffen vernichten, bevor sie in die Hände der Hisbollah fallen, die an der Seite Assads kämpft, oder von Dschihadis eingesetzt werden können.

Jerusalem wird auch künftig keine andere Wahl haben, als militärische Stärke zu zeigen. Assads Milizen sind seit Tagen daran, Küstengebiete ethnisch zu säubern, wo die Alawiten in der Mehrheit sind. Die sunnitischen Einwohner flüchten. Ungute Erinnerungen an den Balkan werden wach. Sollte Assad nicht mehr in Damaskus durchhalten, könnte er sich zusammen mit seinen Anhängern in die Küstengebiete zurückziehen. Im neuen Rumpfstaat, der von Teheran unterstützt würde, hätten die Schiiten das Sagen. Sie würden die Hisbollah noch intensiver als bisher einsetzen, um Israel anzugreifen. Die ohnehin schon unruhige Region würde dadurch zusätzlich destabilisiert.



Keine Wahl: israelische Soldaten im Golan.

Mehr zum Thema: Seite 21 und 50

Burma auf dem Irrawaddy

Mit den Suitenschiffen RV Thurgau Exotic I ☀☀☀☀

Hotelaufenthalte Inle See, Bagan, Hochebene Mandalay



- Faszinierende Landschaften
- Einzigartige Kulturschätze
- Beinruderer am Inle See
- Luxuriöses Suitenschiff für 21 Gäste
- Suiten über die ganze Breite des Schiffes, weltweit einmalig
- Top Service an Bord

RV Thurgau Exotic I ☀☀☀☀

Im Kolonialstil in Burma gebautes Holzschiff für max. 21 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugt das Schiff durch die familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten verfügen über Klimaanlage, DU/WC, Föhn, Safe. Sie erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, so dass sich der Blick auf beide Ufer bietet (weltweit einmalig). Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine kleine Salonbar befindet sich auf dem überdachten Sonnendeck. **Nichtraucherschiff** (im Aussenbereich darf geraucht werden).

Rangun-Bagan-Mandalay-Inle See

1 Schweiz-Rangun	Flug von Zürich via Bangkok nach Rangun.
2 Rangun	Nach dem Mittagessen Stadtrundfahrt mit berühmter Shwedagon Pagode. Hotelübernachtung.
3 Rangun-Heho-Inle See	Flug nach Heho und Weiterreise zum Inle See. Bootsfahrt über den See vorbei an Pfahlbauten und schwimmenden Gärten. Hotelübernachtung.
4 Inle See	Ganztags Bootsrundfahrt. Besuch von Handwerksbetrieben und des 5-Tage-Marktes.
5 Inle See-Heho-Bagan	Vormittag freie Zeit (Mittagessen nicht inbegriffen). Flug nach Bagan. Transfer zum Hotel. Abendessen. Hotelübernachtung.
6 Bagan	Nach dem Frühstück Besichtigung einiger der wichtigsten Tempel und Pagoden sowie einer Lackwaren-Manufaktur. Transfer zum Schiff, Einschiffung, Mittagessen. Weitere Besichtigungen.
7 Bagan-Sale	Schiffahrt. Präsentation burmesischer Bräuche und Traditionen an Bord. Rundgang durch Sale.
8 Sale-Shwe Pyi Thar	Am Morgen Vortrag an Bord. Nachmittags Spaziergang durch das Dorf Shwe Pyi Thar.
9 Dorf am Flussufer	Morgenspaziergang durch ein typisch burmesisches Dorf. Geniessen Sie den Nachmittag an Bord.
10 Amarapura	Schiffahrt am Morgen. Nachmittags Ausflug nach Amarapura. Besichtigung der U Bein Brücke, der längsten Teakholzbrücke der Welt.
11 Sagaing/Ava-Mingun	Busfahrt in die Sagainghügel. Fahrt mit Pferdekutschen durch Ava. Besichtigung Mingun Pagode.
12 Mandalay	Besichtigung des Teakholzklosters Shwe Nan Daw Kyaung und Marktbesuch. Abschiedscocktail.
13 Mandalay-Pyin OO Lwin	Ausschiffung. Fahrt in die Shan-Hochebene Pyin OO Lwin (1000 m. ü. M.). Besuch des Botanischen Gartens, Stadtrundfahrt mit Pferdekutschen. Hotelübernachtung.
14 Pyin OO Lwin-Mandalay-Rangun	Am Morgen Marktbesuch und Ausflug zum Pwe Kauk Wasserfall. Transfer zum Flughafen und Flug nach Rangun. Hotelübernachtung.
15 Rangun-Schweiz	Der Vormittag steht zur freien Verfügung (Mittagessen nicht inbegriffen). Nachmittags Transfer zum Flughafen. Rückflug via Bangkok in die Schweiz.
16 Zürich	Am Morgen Ankunft und individuelle Heimreise.

Rangun-Mandalay-Bagan-Inle See Schiffahrt in umgekehrter Reihenfolge, anschliessend Aufenthalt am Inle See. Programmänderungen vorbehalten.



Shwezigon Pagode



Inle See

16 Tage ab Fr. 4990.-

Rabatt von Fr. 600.- bereits abgezogen

Es het solangs het
Rabatt* bis Fr. 600.-
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs



Suite Oberdeck

Reisedaten 2013/2014 **Rabatt 600**

Bagan-Mandalay	Mandalay-Bagan
03.01.14-18.01.14	29.12.13-13.01.14
17.01.14-01.02.14	12.01.14-27.01.14
31.01.14-15.02.14	26.01.14-10.02.14
14.02.14-01.03.14	09.02.14-24.02.14

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Flüge mit Thai Airways oder anderer IATA Gesellschaft in Economy Class
- Inlandflüge gemäss Programm
- 4-Sterne Hotels inkl. Vollpension (ausser Tag 5 und 15)
- Transfers, Hafentaxen
- Alle Landausflüge und Stadtrundfahrten
- Thurgau Travel Schiffmanagement
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung

Nicht inbegriffen

Trinkgelder, Visum Fr. 80.-, lokale Flughafentaxen, Getränke, Versicherungen (Jahresversicherung Einzel Fr. 83.-, Familie Fr. 159.-), Treibstoffzuschläge bleiben vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise p. P. in Fr.	Normal	nach Rabatt
Einzelkabine Hauptdeck	5990.-	5390.-
Suite Hauptdeck	5590.-	4990.-
Suite Oberdeck Mitte	5790.-	5190.-
Suite Oberdeck vorn	5990.-	5390.-
Front-Suite OD, Privatbalkon	6290.-	5690.-
Zuschlag Business Class		auf Anfrage



Restaurant

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
verlangen Sie Isabella Hasler

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



Thurgau Travel ☀

Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Menuhin Festival Gstaad 2013

Zu Ehren des grossen Geigenvirtuosen und Dirigenten Yehudi Menuhin wird vor der majestätischen Alpenkulisse des Berner Oberlands seit 1957 ein hochkarätiges Musikprogramm ausgerichtet. Dieses Jahr dauert das Festival mit insgesamt 55 Konzerten vom 18. Juli bis zum 7. September.

Eröffnet wird der Festspielzyklus von der Starpianistin Hélène Grimaud. Schlusspunkt ist das Konzert «Meeresstille und Flusssidylle» mit Sascha, Lily und Mischa Maisky.

Klingende Namen aus der Welt der Klassik sind 2013 vertreten. Erwartet werden u. a. Kristine Opolais, Sol Gabetta, Viktoria Mullova, Sabine Meyer, Nuria Rial, Vilde Frang, Khatia Buniatishvili, Alina Ibragimova, András Schiff, Jordi Savall, Joshua Bell, Christoph Eschenbach, Mikhail Pletnev und Mischa Maisky.

Weitere Highlights: Kristjan Järvi als Principal Conductor des Gstaad Festival Orchestras mit dem türkischen Starpianisten Fazıl Say und Andris Nelsons mit dem City of Birmingham Symphony Orchestra und dem weltweit gefeierten Tenor Juan Diego Flórez.

Viktoria Mullova als Bauernmädchen
Nach ihrer Hinwendung zur barocken Violine geht Viktoria Mullova auf originelle Weise ihren ländlichen Wurzeln nach. «The Peasant Girl Project» – in der passenden Szenerie der Chaletbau-Werkstatt Matti in Saanen – umfasst Kompositionen von Bartók und Kodály sowie des Jazz-Genies Joe Zawinul (Weather Report) und des senegalesischen Sängers Youssou N'Dour.

Scheherazade mit Joshua Bell
Das Wirken des Australian Youth Orchestra hat sich ausbezahlt: 65 Prozent der professionellen Musiker in Australien sind aus diesem Jugendorchester hervorgegangen. Auf seiner Sommertournee wird der grosse Dirigent Christoph Eschenbach von niemand Geringerem begleitet als von Joshua Bell – den man in Gstaad wahrlich nicht mehr vorzustellen braucht.

The Peasant Girl Project
Viktoria Mullova als Bauernmädchen
Sonntag, 28. Juli 2013, um 17.30 Uhr
Schreinerei Chaletbau Matti in Saanen

Scheherazade
Australian Youth Orchestra
unter der Leitung von Christoph Eschenbach,
Joshua Bell, Violine
Samstag, 17. August 2013, um 19.30 Uhr
Festivalzelt Gstaad

Die Weltwoche verlost für beide Konzerte je 10-mal 2 Tickets 1. Kategorie

Bedingungen
Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung für die Teilnahme an der Verlosung.
Senden Sie eine E-Mail an menuhinfestival@weltwoche.ch mit folgenden Angaben:
gewünschtes Konzert (nur eine Nennung möglich),
Ihre Adresse und Ihre Kunden-/GP-Nummer.

Veranstalter
Menuhin Festival Gstaad
www.menuhinfestivalgstaad.ch



www.weltwoche.ch/platinclub



Personenkontrolle

Müller, Keller-Sutter, Röthlisberger, Ganz, Freysinger, Varone

An der Delegiertenversammlung in Baden schickte FDP-Präsident Philipp Müller die St. Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter vor, um den «Aktionsplan für eine pragmatische Einwanderungspolitik» zu verkaufen. Die wie immer adrette Berufspolitikerin und Multi-Mandatsträgerin sollte die Glaubwürdigkeit der Freisinnigen in der Asylpolitik stärken und die Botschaft vermitteln: Es braucht keine neuen Gesetze, aber die bestehenden sind konsequent anzuwenden! Allerdings ist Keller-Sutter dafür denkbar ungeeignet. In ihrer Regierungstätigkeit in St. Gallen zeichnete sie sich dadurch aus, die bestehenden Gesetze



Private Kriterien: FDP-Ständerätin Keller-Sutter.

nicht durchzusetzen. Im Fall der Familie H. – die *Weltwoche* berichtete – handelte sie mutwillig und über alle Instanzen und Gerichtsentseide hinweg so ziemlich in allen Punkten den «Forderungen» der FDP zuwider. «Bewilligungen sind nicht zu verlängern oder zu widerrufen, wenn Sozialhilfeleistungen zur Bewältigung des Lebensunterhalts beansprucht werden»: Familie H. lebte von der Sozialhilfe. «Nicht nur die Bereitschaft, sondern auch die Fähigkeit zur Integration soll im Bewilligungsverfahren geprüft werden»: Herr und Frau H. waren weder fähig noch bereit zur Integration. «Bei einer Aus- oder Wegweisung muss deren Zumutbarkeit nach einheitlichen Kriterien beurteilt werden. Entwickeln sich während der langen Dauer des Asylverfahrens enge Beziehungen zur Schweiz, sind diese Umstände einzig nach den ausländerrechtlichen Härtefallkriterien zu prüfen»: Die Instanzen verneinten einen Härtefall, Keller-Sutter setzte willkürliche private Kriterien an die Stelle der gesetzlichen. Fazit: Als FDP-Asylidol ist Keller-Sutter etwa so glaubwürdig wie Zino Davidoff als Botschafter der Lungenliga. (gut)

Letzte Woche berichtete die *Weltwoche* über die undurchsichtigen Finanzverhältnisse und Spendenflüsse bei der Aargauer Sektion von



Persilschein: Röthlisberger.

Nez Rouge, einer gemeinnützigen Organisation, die seit ihrer Gründung von Ex-Schiedsrichter Kurt Röthlisberger dominiert wird. Die *Aargauer Zeitung* (AZ) stellt Röthlisberger und dem für die Oberaufsicht zuständigen Aarauer Stadtrat Michael Ganz reflexartig einen Persilschein aus und verweist dabei auf die angeblich öffentlich zugängliche Erfolgsrechnung von Nez Rouge Aargau. Eine Woche zuvor hatte die *Weltwoche* eben diese Zahlen bei Röthlisberger und Ganz eingefordert – und war mit diesem Anliegen auf Granit gestossen. Immerhin gibt es nun erstmals Zahlen, wenn auch nur ungefähre. Das Transparenzgebot der Aarauer Stadtverwaltung gilt offenbar auch nur gegenüber dem eigenen Hoforgan; dieses verschweigt dafür gnädig, dass von angeblich ungefähr 57 000 Franken (die genaue Zahl bleibt weiterhin geheim) an eingegangenen Spenden bloss 2250 Franken «für einen guten Zweck» weitergeleitet wurden. (axb)

Kaum im Amt, hat der neugewählte Walliser Staatsrat und Sicherheitsvorstand Oskar Freysinger (SVP) seinem Polizeikommandanten Christian Varone (FDP) das Vertrauen ausgesprochen. Dies, obwohl der in der Türkei gerade ein Jahr Haft auf Bewährung kassiert hatte, wegen eines Steindiebstahls. Varone, der selber Staatsrat werden wollte, wurde vom Walliser CVP-Machtapparat protegiert, obwohl er der Regierung nachweislich Halbwahrheiten aufgetischt hatte. Nur Oskar Freysinger streute aus dem Hinterhalt Vorwürfe und Indiskretionen. Gegenüber der *Weltwoche* sagte er kurz vor der Wahl: «Varone wird nie mehr Polizeikommandant, das steht fest.» Von oben sieht eben alles anders aus, besonders im Wallis. (lsc)



Von oben sieht alles anders aus: Freysinger, Varone.

Nachruf



Schweigen und Bier: Musiker Hanneman.

Jeff Hanneman (1964–2013) — Satan sei Dank gibt es Slayer. Für einen Pubertierenden aus – sagen wir mal – Chur sind Slayer überlebenswichtig. An Slayer ist nichts subtil. Slayer sind einfach nur brutal. Im Gegensatz zu ihren Thrash-Metal-Kollegen von Metallica, Anthrax oder Megadeth (alle sind mittlerweile schon um die dreissig Jahre im Geschäft) sind die Bandmitglieder von Slayer nie zu Witzfiguren geworden. Die drei *****en Metal-Songs aller Zeiten stammen von Slayer: «Angel of Death», «Raining Blood» und «South of Heaven». Allen gemeinsam: Sie wurden von Slayer-Gitarrist Jeff Hanneman (geboren 1964 in Oakland) komponiert.

Während man von seinen Bandkollegen mehr weiss, als einem lieb ist (Frontmann Tom Araya zum Beispiel ist eigentlich glühender Katholik, und Co-Gitarrist Kerry King steht auf Frauen mit tätowierten Pentagrammen in den Achselhöhlen), hat Hanneman eigentlich immer nur eins getan: geschwiegen. Na ja – Heineken-Bier hat er gerne getrunken. Und Memorabilia aus dem Zweiten Weltkrieg gesammelt (aber ohne böse Absicht, wie er betonte).

Im Januar 2011 wurde der blonde Hüne von einer Spinne gebissen und mit nekrotisierender Fasziiitis (lateinisch fasciitis necroticans – ein *****er Name für eine Band, apropos) infiziert. Von der Attacke der fleischfressenden Bakterien hat er sich mutmasslich nie richtig erholt. Am 2. Mai ist er in Südkalifornien gestorben. Dig for him south of heaven!

Gion Mathias Cavelti

Hilfswerke mögen's intransparent

Von *Christoph Landolt* — Nur wenige Schweizer Hilfswerke legen offen, was sie ihren Spitzenkadern bezahlen. Eine Studie zeigt: Die Top-Löhne sind dort am höchsten, wo das Geld vom Staat statt von Spendern kommt.



Im Dunkeln: Pro-Senectute-Direktor Schärer.



Viel Profit: WWF-CEO Vellacott.



Offen: Greenpeace-Chefin Mühlberger.



Spitzensalär: SRK-Direktor Mader.

Zwei Mal im letzten Jahr gaben die Löhne der Schweizer Hilfswerke zu reden: im März 2012, als bekannt wurde, dass FDP-Nationalrätin Doris Fiala für ihr Amt als Präsidentin der Aids-Hilfe Schweiz 50 000 Franken Lohn erhält. Es nützte Fiala nichts, dass sie, die Saniererin, in einem Monat einen dreimal so hohen Betrag an Spendenzusagen erwirtschaftete, wie sie selber die serbelnde Stiftung kostet. Hohn und Spott waren ihr sicher.

Im November war es der Stiftungsrat der Rega, der für Empörung sorgte. Der *Tages-Anzeiger* machte publik, dass die sechzehn Stiftungsräte ihre Bezüge in zehn Jahren verfünffacht hatten. 2011 bezahlten sie sich insgesamt 280 000 Franken aus. Wütende Leserbriefschreiber stellten daraufhin in Aussicht, nach dreissig Jahren ihre Rega-Gönnerschaft aufzukündigen. Und manch einer fragte sich, ob nun auch bei den vermeintlich

Guten Profitstreben und Gier Einzug gehalten hätten.

Als die Zewo, die Selbstregulierungsstelle der gemeinnützigen Organisationen, in ihrem Dezember-Newsletter «Grosses ehrenamtliches Engagement bei Hilfswerken» vermeldete, war die Botschaft klar: Wir sind sauber, bei uns stimmen die Löhne noch. Grundlage für die Entwarnung war eine Studie des Instituts für Verbandsmanagement der Uni Freiburg, an der sich 320 von 500 Hilfswerken mit Zewo-Gütesiegel beteiligt hatten. Es sei dies die «erste umfassende Vergütungsstudie», hiess es.

Das Bild, das die Zewo zeichnete, war durchwegs rosig: Mehr als die Hälfte der Präsidenten und zwei Drittel der übrigen Mitglieder von Stiftungsräten und Vorständen arbeiteten unentgeltlich, schrieb die Zewo. Frauen seien in Geschäftsleitungspositionen von Hilfswerken deutlich stärker vertreten als in anderen

Wirtschaftssektoren, ausserdem verdienten sie gleich viel wie die Männer. Die Löhne seien «moderat», und wo es Unterschiede gebe, seien sie gemäss Zewo «gut erklärbar».

Die Positivmeldung, die von Zeitungen wie der NZZ übernommen wurde, hatte jedoch einen Haken. Überprüfen liess sie sich nicht. Die Studie war zunächst nur Hilfswerken zugänglich. Erst seit kurzem ist sie nun für alle Interessierten erhältlich. Da die Zewo für die 36 Seiten dünne Arbeit aber 250 Franken verlangt, ist es nicht erstaunlich, dass sie keinerlei öffentlichen Widerhall fand.

Dabei sind die Resultate durchaus interessant. Was als Erstes auffällt: Fiala und die Rega-Stiftungsräte sind nur dann gut bezahlt, wenn man davon ausgeht, dass strategische Führung gar nicht oder nur bescheiden entschädigt werden darf. Mehr zu holen gibt es auf der Ebene der operativen Führung, in der Geschäftsleitung. Konkrete Angaben liefert die Studie nicht, dafür Durchschnittswerte: Geschäftsleiter erhielten im Jahr 2011 für eine Vollzeitstelle im Mittel (Median) 133 000 Franken. Das bestbezahlte Viertel der Geschäftsleiter (oberstes Quartil) verdiente 151 800 Franken oder mehr. Das unterste Quartil erhielt weniger als 115 000 Franken. Das sind durchaus anständige Gehälter.

Die Autoren selbst zweifeln jedoch an der Aussagekraft ihrer Resultate. «Da es der sozialen Erwünschtheit für Hilfswerke entspricht, eher moderate Vergütungen zu zahlen», so die Studie, sei davon auszugehen, «dass Organisationen mit höheren Gehältern eher dazu neigen, nicht teilzunehmen.» Die Verfasser rechnen miteinander «systematischen Unterschätzung der wahren Durchschnittswerte» von 10 bis 20 Prozent – das bestbezahlte Viertel würde somit 180 000 Franken oder mehr verdienen.

Largere Vorschriften als Unternehmen

Mit Lohntransparenz tut sich die Branche schwer. Gemäss Studie weisen nur 20 Prozent der zertifizierten Non-Profit-Organisationen (NPO) die Geschäftsleitungsvergütungen in ihren Jahresberichten aus. Bei vier von fünf Hilfswerken weiss der Spender also nicht, welcher Teil seines Geldes an den Chef des Hilfswerks geht. In Zeiten, in denen private Aktionäre gezwungen werden, Managerlöhne nicht nur zu kennen, sondern auch festzulegen, ist das erstaunlich. «Die NPO sind steuerbefreit und somit indirekt auch öffentlich finanziert», sagt Daniel Zöbeli, Ökonomeprofessor an der Fernfachhochschule Schweiz. «Die Vor-

schriften, die für die Hilfswerke gelten, müssten eigentlich strenger sein als für Private.»

Doch in der Praxis ist es genau umgekehrt. Börsenkotierte Unternehmen müssen von Gesetzes wegen (Art. 663 OR) nicht nur Verwaltungsratshonorare, sondern auch die Löhne der Geschäftsleitung samt Zuwendungen wie Kredite, Abgangentschädigungen oder Pensionskasseneinlagen ausweisen. Für die Non-Profit-Branche dagegen gelten andere, ungleich largere Vorschriften als für die Wirtschaft. Der eigens für NPO gedachte Rechnungslegungsstandard Swiss GAAP FER 21 sieht lediglich vor, dass Entschädigungen der «Mitglieder leitender Organe» offenzulegen seien – ein Gummiparagraf, sagt Zöbeli, der mehrere Fachbücher zur Rechnungslegung bei NPO veröffentlicht hat: «Ist damit lediglich der Stiftungsrat gemeint oder auch die Geschäftsleitung?»

Die meisten Organisationen, deren Geschäftsberichte die *Weltwoche* untersucht hat, legen die Offenlegungspflicht zuungunsten ihrer Spender aus. Branchenschwergewichte wie Pro Juventute, Helvetas oder die Flüchtlingshilfe veröffentlichen lediglich die (tiefen) Bezüge ihrer Stiftungsräte, nicht aber die (hohen) der Spitzenkader. Auch die Stiftung für Konsumentenschutz, die regelmässig Transparenz in der Wirtschaft fordert, macht hier keine Ausnahme.

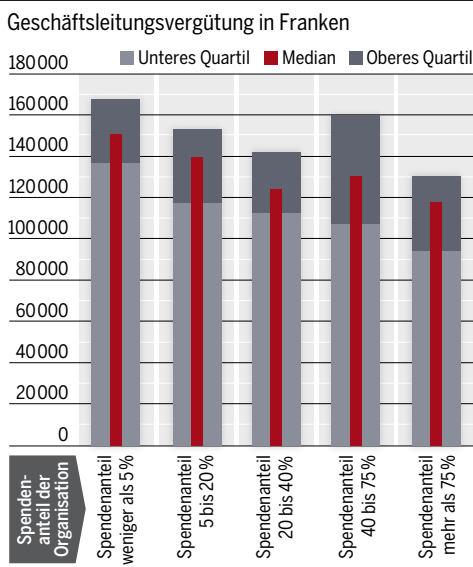
Muss man davon ausgehen, dass diese Organisationen mit Spendengeldern Spitzenlöhne finanzieren? Die Autoren der Zewo-Studie halten die Befürchtung offenbar für unbegründet. Sie erwarten, dass «externe Transparenz (Kenntnis über marktübliche Gehälter) eher zu höheren Gehältern führt». Das mag bei gewinnorientierten Firmen zutreffen. «Bei spendenfinanzierten Hilfswerken gilt wohl eher das Gegenteil», sagt NPO-Experte Zöbeli. Zufall oder nicht – Amnesty International, die Erklärung von Bern (EvB) und Greenpeace, drei Stiftungen, die die Löhne ihrer Chefs offenlegen, bezahlen vergleichsweise bescheiden (siehe Liste).

Deutlich höher sind dagegen die Löhne bei Pro Senectute, einer Organisation, die nur etwa halb so gross ist wie Greenpeace. Doch wie hoch genau? Pro Senectute weist im Jahresbericht 798 000 Franken aus, die 2011 an die vierköpfige Geschäftsleitung ausbezahlt wurden. Auf wie viele Stellenprozente sich die Summe verteilt, verrät Pro-Senectute-Sprecherin Judith Bucher auch auf Nachfrage nicht. Es bleibt im Dunkeln, ob Direktor Werner Schärer und seine drei Kollegen im Schnitt 200 000 Franken oder noch mehr verdienen.

Grösse zählt, Staatsnähe auch

Den höchsten der *Weltwoche* bekannten Lohn bezieht Markus Mader, Direktor des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK): Er verdient 233 000 Franken pro Jahr – eine grosse Summe, die allerdings auch von einer grossen Organisation bezahlt wird (das SRK umfasst 31 Sektionen mit 3800 Angestellten). Die Grösse der Organi-

Je weniger Spenden, desto mehr Lohn



Je staatsnäher, desto teurer das Personal.

Löhne der Geschäftsleitung

Lohn des Geschäftsleiters bekannt

Amnesty International: Manon Schick verdient 166 395 Franken.

Erklärung von Bern: Alfred Fritschi ist erst seit kurzem Geschäftsführer. Zuvor lag der höchste Lohn bei 94 225 Franken für ein 80-Prozent-Pensum (120 210 Franken pro Vollzeitstelle).

Greenpeace: Verena Mühlberger und Markus Allemann teilen sich 160 Stellenprozente und bekommen zusammen 258 000 Franken (161 250 Franken pro Vollzeitstelle).

Gesamtlohnsumme bekannt

Caritas: 869 942 Franken an 6 Personen* (Vollzeitstelle: 144 990 Franken oder mehr)

Krebsliga: 1,339 Millionen Franken an 9 Personen* (174 875 Fr. oder mehr)

Pro Infirmis: 1,085 Millionen Franken an 6 Personen* (180 902 Fr. oder mehr)

Pro Senectute: 798 000 Franken an 4 Mitglieder* (199 500 Fr. oder mehr)

Solidar Suisse: 774 076 Franken für 6 GL-Mitglieder* (129 013 Fr. oder mehr)

SRK: 954 000 Franken an 5 Personen / 4,8 Stellen (198 750 Fr.)

World Vision: 669 840 Franken an 5 GL-Mitglieder* (133 968 Fr. oder mehr)

WWF: 849 448 Franken an 5 Personen* (169 890 Fr. oder mehr)

Keine Angaben

Flüchtlingshilfe, Green Cross, Helvetas, Insieme, MS-Gesellschaft, Pro Juventute, Pro Natura, Stiftung für Konsumentenschutz, Swissaid, Terre des Hommes

* Pensen werden nicht ausgewiesen

sation hat gemäss Zewo-Studie den stärksten Einfluss auf die Höhe der Topsaläre. Dieser Faktor erklärt 44 Prozent der Lohnunterschiede. Anders als man das erwarten würde, haben Alter (600 Franken pro Jahr) und Bildungsgrad (Akademiker bekommen 13 000 Franken mehr als Nichtakademiker) einen eher kleinen Einfluss. Sie sind zusammen nur für sieben Prozent der Lohnunterschiede verantwortlich. Mehr als doppelt so wichtig sind andere Faktoren, die nichts mit individueller Leistung, aber viel mit der komfortablen Situation mancher Organisationen zu tun haben.

So steigen etwa die Löhne bei abnehmender Bedeutung von Spenden (s. Grafik). Organisationen, die primär von Steuergeldern leben, gewähren ihren Geschäftsleitungsmitgliedern deutlich höhere Löhne als solche, die sich auf dem freien Spendenmarkt um Zuwendungen bemühen müssen. Die Zewo-Studie zeigt: Je staatsnäher eine Organisation, desto teurer das Personal und desto tiefer folglich der Anteil des erwirtschafteten Gelds. «Wer wie die Erklärung von Bern zu mehr als 80 Prozent von Spenden finanziert wird, ist einer breiteren Öffentlichkeit Rechenschaft schuldig und deshalb vielleicht auch bescheidener», sagt EvB-Sprecher Oliver Classen.

Überdurchschnittliche Löhne bezahlen auch Dachverbände, die in der Regel weniger nah beim Spender sind und von Beiträgen ihrer Sektionen finanziert werden. Geschäftsleiter, die einem Dachverband vorstehen, verdienen bei gleichen Qualifikationen und gleicher Verantwortung rund 14 000 Franken zusätzlich. Einen lohntreibenden Effekt hat auch das, was die Studienautoren «Tradition und gesellschaftliche Verankerung» nennen. Klartext: Je besser das Image, desto üppiger die Bezüge der Chefetage.

Einen lohndämpfenden Einfluss haben dagegen die Faktoren interne Lohntransparenz und Rekrutierung: Bei Hilfswerken, deren Mitarbeiter über den Lohn ihres Chefs Bescheid wissen, verdient dieser 6000 Franken weniger als in Organisationen ohne interne Transparenz. Und ein Geschäftsleiter, der aus der Belegschaft rekrutiert wurde, hat ein um 5000 Franken tieferes Gehalt als ein externer Bewerber.

27 Prozent der Geschäftsleitungspositionen wurden gemäss Zewo intern besetzt. 32 Prozent kamen von anderen NPO, 17 Prozent aus der Staatsverwaltung, 2 Prozent von einer Hochschule. Lediglich 18 Prozent der Hilfswerk-Kader waren zuvor in der Privatwirtschaft beschäftigt. Einer von ihnen ist WWF-Chef Thomas Vellacott, der sich CEO nennt und vor seiner Zeit bei der Umweltschutzorganisation Berater bei McKinsey war. Seinen Lohn beziffert er auf Anfrage auf 197 800 Franken. «Das ist weniger, als was ich vor zwölf Jahren in der Privatwirtschaft verdient habe», sagt Vellacott. Das mag sein – dennoch dürften manche Spender staunen, wie viel Profit eine Stelle bei einer Nonprofit-Organisation abwerfen mag. ○

Reich und reich

Von Henryk M. Broder — Der Bundespräsident kriminalisiert «fragwürdige Handlungen».



Vor anderthalb Jahren, als Joachim Gauck noch nicht Bundespräsident war, nannte er die «Occupy Wall Street»-Bewegung «unsäglich albern».

Der Traum von einer

Welt, in der man sich der Bindung an Märkte entledigen könne, so der Präsident in spe, sei «eine romantische Vorstellung». Es sei ein Irrtum, zu glauben, dass alles gut würde, wenn man das Kapital besiegt habe.

Inzwischen wurde Gauck durch widrige Umstände im Privatleben seines Vorgängers in das höchste Amt der Republik gespült. Und so wie sich Freunde der freien Liebe gleich nach der Heirat in Propagandisten der monogamen Lebensweise verwandeln, so hat auch Gauck mittlerweile eine staatstragende Attitüde angenommen. Dem *Stern* sagte er: «Wer Steuern hinterzieht, verhält sich verantwortungslos oder gar asozial.» Er sprach sich für die Einführung «strengerer Gesetze» aus, «die aus einer fragwürdigen Handlung einen Straftatbestand machen». Und er stellte fest: «Ich finde es nicht unmoralisch, reich zu sein. Ich finde es unmoralisch, unmoralisch reich zu sein.»

Nun, wenn man aus jeder «fragwürdigen Handlung» einen «Straftatbestand» machen würde, könnte man den sozialen Wohnungsbau einstellen und mit den frei gewordenen Mitteln Gefängnisse bauen: für Autofahrer, die ihre Parkzeit überschreiten, Nachbarn, die um Mitternacht duschen oder ihren Müll nicht trennen. Das sind alles «fragwürdige Handlungen», Steuerhinterziehung ist aber schon länger ein Straftatbestand. Das scheint der Bundespräsident übersehen zu haben. Und wenn er sagt, er finde es «unmoralisch, unmoralisch reich zu sein», dann stellt sich die Frage, wo die Unmoral des Reichtums anfängt. Aus der Sicht eines Sozialhilfeempfängers, der mit 400 Euro im Monat auskommen muss, könnte es ein Repräsentant des Staates sein, der jährlich 217 000 Euro Gehalt und dazu etwa 78 000 Euro «Aufwandsentschädigung» bekommt. Und nach dem Ausscheiden aus dem Amt einen lebenslangen «Ehrensold» in Höhe der Jahresbezüge. Und alles dafür, dass er die Ernennungsurkunden ausländischer Diplomaten entgegennimmt, Gesetze signiert und Reden hält.

Man könnte das auch «unsäglich albern» nennen.

Die Hemmschwellen sinken

Von Kurt Schiltknecht — Die nach wie vor zahlreichen Firmengründungen sind keine irrationalen Entscheide. Ein viel grösseres Problem ist die Selbstüberschätzung in der Politik.

Über den Kapitalismus wird viel, vor allem viel Unsinn, geschrieben. So erschien vor kurzem auf *Tages-Anzeiger* online ein Artikel unter dem Titel «Der irrationale Antrieb des Kapitalismus». Der Autor vertritt die Meinung, dass es die irrationalen Verhaltensweisen seien, die den Erfolg des Kapitalismus ausmachen würden. Die These des irrationalen Verhaltens wird damit begründet, dass nach wie vor viele Unternehmen gegründet würden, obwohl bekannt sei, dass rund ein Drittel der Neugründungen innerhalb der ersten fünf Jahre scheiterten. Firmengründungen seien somit irrationale Entscheide und vor allem darauf zurückzuführen, dass die meisten Menschen ihre Fähigkeiten stark überschätzen würden. Dass es solche Fälle gibt, wird niemand bestreiten. Ebenso wenig wie die Tatsache, dass es noch viele andere Gründe für ein Scheitern gibt. Jedes Projekt in der Wirtschaft basiert auf Annahmen über die Zukunft, und diese ist zumindest für Leute aus der Wirtschaft unsicher.

Der Artikel erwähnt mit keinem Wort, dass rund zwei Drittel der Neugründungen erfolgreich sind und Renditen abwerfen, die meistens über den Erträgen auf risikolosen Wertpapieren liegen. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand mit einer Firmengründung Geld verdient, liegt somit deutlich über der Wahrscheinlichkeit eines Verlustes, oder anders formuliert: Firmengründungen sind ein Beweis für rationales Handeln in der Wirtschaft. Wie rational Unternehmensgründer sind, lässt sich auch daran erkennen, dass eine zu hohe steuerliche Belastung der Unternehmenserträge zu weniger Gründungen führt.

Höchste Zeit für einen Stopp

In einem hat der Artikelschreiber recht: Die Selbstüberschätzung stellt in unserer Gesellschaft ein ernstes Problem dar. Der Kapitalismus hat allerdings Systeme entwickelt, die verhindern, dass auf Unternehmensebene die Selbstüberschätzung grossen Schaden anrichten kann. Das Erfordernis, Gewinne zu erzielen, und der Wettbewerb zwingen die Unternehmer, nach immer besseren Produkten und effizienteren Herstellungsmethoden zu suchen. Dieser permanente Druck verhindert, dass Leute, die sich überschätzen, über eine längere Zeit hinweg falsche Entscheidungen treffen können. Damit dies möglichst wenig

passiert, sind in den Unternehmungen Corporate-Governance-Strukturen geschaffen worden. Und wenn auch diese nichts nützen, sorgen Bankrotte für eine nachhaltige Korrektur.

Ein viel grösseres Problem ist die Selbstüberschätzung in der Politik. Immer mehr Politiker glauben, dass sie besser als die Wirtschaft in der Lage seien, Beschäftigungsprobleme zu lösen und für ein nachhaltiges Wachstum zu sorgen. Schon vor über fünfzig Jahren warnten Monetaristen wie Karl Bruner, Allan Meltzer oder Milton Friedman vor einer Selbstüberschätzung in der Wirtschaftspolitik. Sie zeigten, dass die Versuche der Notenbanken und Regierungen, mit Hilfe einer aktivistischen Geld- oder Fiskalpolitik Beschäftigungs- und Wachstumsprobleme zu lösen, langfristig nur in höherer Inflation und Arbeitslosigkeit gemündet haben. Sie waren auch der Meinung, dass die ausufernden Regulierungen die Wirtschaft ungebührlich be-

hindern, zu Marktverzerrungen führen und die Schaffung neuer Arbeitsplätze erschweren würden. Deshalb forderten sie, der Geld- und Fiskalpolitik Schranken in Form von Geldmengenzielen oder einer Beschränkung der Staatshaushalte und -defizite zu setzen.

Während einigen Jahren trug die Umsetzung dieser Forderungen

in zahlreichen Ländern Früchte, die Arbeitslosigkeit ging zurück, und das Wachstum nahm zu. Die Wirtschaft florierte in einem Ausmass, von dem die heutige Generation noch lange nur träumen kann. In den letzten Jahren sind nicht zuletzt unter dem Eindruck der Banken- und Schuldenkrisen bei den Politikern alle Hemmschwellen gefallen. Der Glaube, dass sie und nicht eine kapitalistisch organisierte Wirtschaft die riesigen Wirtschaftsprobleme lösen können, hat in einem unglaublichen Ausmass zugenommen. Statt sich auf bewährte wirtschaftspolitische Massnahmen zu beschränken und der Wirtschaft mehr Entwicklungsspielraum zu geben, überschwemmen die Notenbanken die Wirtschaft mit Geld, die Staatsschulden steigen ins Unendliche, und die Steuerlast lähmt die wirtschaftlichen Aktivitäten. Höchste Zeit, der Selbstüberschätzung der Politiker Einhalt zu gebieten. Im Gegensatz zum Kapitalismus fehlen in der Wirtschaftspolitik Mechanismen, die die Kosten der Selbstüberschätzung in Schranken halten würden.



EINZIGARTIG: DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.



TESTEN SIE DIE INTELLIGENTESTE PREMIUM-GELÄNDE-LIMOUSINE MIT NEUEM, DYNAMISCHEM DESIGN UND BEEINDRUCKENDEN INNEREN WERTEN:

BEWAHRTE VOLLHYBRIDTECHNOLOGIE RUCKFAHRKAMERA LEDERAUSSTATTUNG HEAD-UP DISPLAY
3 FAHRMODI ENERGIEEFFIZIENZ-KATEGORIE B 145 g/km CO₂-EMISSIONEN** DAB+-RADIO VARIABLER E-FOUR-
ALLRADANTRIEB 6,3l/100 km VERBRAUCH** LED-SCHEINWERFER 299 PS (220 kW) HECKKLAPPENAUTO-
MATIK BLUETOOTH® FÜR AUDIO-/MOBILTELEFONVERBINDUNG DYNAMISCHES KURVENLICHT NAVIGATIONSSYSTEM PARK-
SENSOREN VORNE UND HINTEN KOMPLETTESTE SERIENAUSSTATTUNG RX 450h F SPORT AB FR. 92 500.-* RX 450h
IMPRESSION BEREITS AB FR. 75 200.-* DEN NEUEN RX GIBT ES AUCH MIT V6-BENZIN-AGGREGAT ALS RX 350 IMPRESSION AB
FR. 66 300.-* **JETZT PROBE FAHREN.**

lexus.ch

 / LexusSwitzerland

10 000.-	PREMIUM FX-OFFER*
3,9%	PREMIUM LEASING*

**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN.



* Premium-Leasing- und Premium-FX-Offer-Konditionen: gültig für Vertragsabschlüsse bis 29.06.2013 und Inverkehrsetzung bis 31.10.2013. Unverbindlicher Basispreis RX 450h F SPORT ab Fr. 102 500.-, 3,5-Liter, 5-türig, abzüglich Premium-FX-Offer (Währungsvorteil, gültig bis auf Widerruf) Fr. 10 000.-, Nettopreis RX 450h F SPORT ab Fr. 92 500.-, Leasingrate monatlich ab Fr. 935.45 inkl. MwSt. Sonderzahlung 25 % vom Nettopreis. 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97 %. Kautions 5 % des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboden, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt.
** Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 715/2007/EWG. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. Die Verbrauchsangaben in unseren Verkaufsunterlagen sind europäische Kraftstoff-Normverbrauchsangaben, die zum Vergleich der Fahrzeuge dienen. In der Praxis können diese je nach Fahrstil, Zuladung, Topographie und Jahreszeit teilweise deutlich abweichen. Wir empfehlen ausserdem den Eco-Drive-Fahrstil zur Schonung der Ressourcen.

Bernie Ecclestone pocht auf Ventilklausel.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».

Die Worte sind entwertet

Von Hansrudolf Kamer — Der Bürgerkrieg in Syrien eskaliert. Israelische Luftschläge und Kriegsgerede in Damaskus erzeugen wachsende Konfusion in Washington.



Was als Volksaufstand gegen ein repressives Regime im Zeichen des arabischen Frühlings begonnen hatte, sich dann zum ausgewachsenen Bürgerkrieg entwickelte, zieht immer mehr eine ganze Re-

gion in den Sog. Israelische Kampfflugzeuge beschossen mit Raketen Ziele in Syrien. In und um Damaskus kam es zu grösseren Explosionen, die den Nachthimmel erhellten. Aus Kreisen der Nachrichtendienste hiess es, ein Waffenlager und eine Lieferung von iranischen Raketen für die Hisbollah in Libanon seien getroffen worden.

Der Iran verurteilte die israelischen Luftschläge. Ein syrischer Vizeausserminister sprach von einer israelischen Kriegserklärung. Der grosssprecherische Schiitenführer Muqtada as-Sadr forderte im Irak Syrien zum Gegenschlag auf. In Israel begann man, sich auf eine Reaktion vorzubereiten.

Batterien des Iron-Dome-Abwehrsystems wurden in die Nähe der Nordgrenze verlegt. Man will für Angriffe der Hisbollah auf Israel gewappnet sein. Assad hatte den Judenstaat wiederholt gewarnt und erklärt, sein Sturz würde ein grosses regionales Chaos auslösen, den vielbeschworenen Flächenbrand.

Assads Rhetorik verdeckt Ohnmacht. Das Feindbild Israel lässt sich nicht mehr so leicht mobilisieren. Doch die Lage ist schwer berechenbar. Aus Sicht der schiitischen Hisbollah würde ein Sturz Assads, was immer sonst die Folge wäre, zu einem von Sunniten dominierten Regime in Libanon führen. Damit wäre ihre beherrschende Rolle im Zedernland am Ende.

Der israelische Ministerpräsident Netanjahu hat wiederholt betont, man werde nicht in den syrischen Bürgerkrieg eingreifen, wohl aber den Fluss moderner Waffen aus Syrien hinaus an Extremisten zu verhindern wissen.

Eigentlich wäre es seit dem israelisch-libanesischen Krieg von 2006 die Aufgabe der Uno, solche Lieferungen zu unterbinden. Doch die Weltorganisation, impotent wie sie ist, verlässt sich auf wirkungslose Vermittlungsübungen im Verein mit der ebenfalls kraftlosen Arabischen Liga.

Periodisch beunruhigt, sonst eher ratlos über die stetige Ausweitung des Konflikts zeigt sich

die westliche Welt. Das dauert nun schon lange. Als vor einiger Zeit ein Einsatz chemischer Waffen gemeldet wurde, waren vor allem die Amerikaner peinlich berührt.

Obama und das Giftgas

Die Geschichte holt Präsident Obama ein. Im August letzten Jahres hatte er sich nach einer Serie hektischer Treffen mit Beratern dazu entschlossen, dem syrischen Regime eine scharfe Warnung zukommen zu lassen – laut *New York Times* via russische und iranische (!) Kanäle. Das Ziel war, Assad vom Gebrauch chemischer Waffen abzuhalten.

Die öffentliche Version davon lautete: «Wir haben uns gegenüber dem Assad-Regime sehr klar ausgedrückt. Wenn wir zu beginnen sehen, dass ein ganzer Haufen [a whole bunch] chemischer Waffen herumgeschoben oder eingesetzt wird, wäre das eine rote Linie. Das würde mein Kalkül verändern.»

Die hingeworfene Formulierung hätte eigentlich keine konkreten Schlüsse zugelassen. Doch damals wurde das Gesagte so interpretiert: Obama werde bei einer Verwendung von C-Waffen durch Assad militärisch einschreiten. Die Interpretation war falsch.

Obama, der Selbstbewusste, braucht oft Formulierungen aus dem Sport – inzwischen spricht er von «game changer» –, um einen lässi-

gen Eindruck zu erwecken selbst in Angelegenheiten, die eine andere Stilhöhe verdienen. Nun muss er zurückrudern, seine Worte sind entwertet und damit seine Diplomatie.

Nach den israelischen Luftschlägen wägen die Amerikaner erneut ihre Optionen. Sie tun es seit Monaten – die politischen im Weissen Haus, die militärischen im Pentagon. Dort will man klären, ob der Einsatz von Sarin-Gas bei Damaskus und Aleppo eine breitere Verwendung des Nervengifts ankündigt. Aus der Türkei hiess es allerdings, man habe Opfer getestet und keine Spuren gefunden.

Das Weisse Haus erklärte, man brauchte mehr als 70 000 Mann, um Assads C-Waffen zu finden und zu zerstören. Diese Zahl, wie immer sie errechnet wurde, sollte die Kritiker der Syrien-Politik zum Schweigen bringen. Noch vor wenigen Jahren hätten Insider mit dem unfeinen Stilempfinden eines Obama dies als «Schnäppchen» bezeichnet.

Es kam, wie es kommen musste. Die Eskalation ist nur noch mit grösserem Aufwand aufzuhalten. Libanon, Syrien und der Irak sind Teil des Schlamassels. Opposition und Regierung in beiden Ländern kämpfen auf verschiedenen Seiten in Syrien – schiitische Milizen auf Seiten Assads, sunnitische auf Seiten der Rebellen. Der Iran, Katar und Saudi-Arabien, auch al-Qaida, mischen mit.

Wenn eine Supermacht nicht einmal mehr 70 000 Mann aufbieten will oder kann, um einen gefährlichen Brandherd zu ersticken, dann ändern die Gezeiten. Ein weiteres Zeichen, dass die amerikanische Rolle wie einst die britische *east of Suez* langsam an ihr Ende kommt. Frieden wird das nicht bringen.

Mehr zum Thema: Seite 50



«Eine rote Linie»: US-Präsident Obama.

Den säkularen Kampf austragen

Von Christoph Mörgeli

Von einem «friedlichen Tag der Arbeit» sprach der *Tages-Anzeiger*. Das Zürcher Rathaus wurde an diesem friedlichen Tag von unten bis oben mit roten Farbbeuteln beworfen. Die Farbvandalen hatten am Tag der Arbeit ganze Arbeit geleistet. Der prächtige Barockbau an der Limmat schien am nächsten Morgen wie aus tausend Wunden zu bluten. Es war mehr als ein Anschlag auf das historische Stadtbild. Sondern das alljährliche Attentat auf einen Ort der Demokratie. Den Passanten tat es weh, und manche äusserten ihren Unmut laut und deutlich.

Das Zerstörerische der roten Farbbeutel hat leider viel mit dem Zerstörerischen des zuvor in den 1.-Mai-Reden beschworenen Sozialismus zu tun. Er baut nicht auf, sondern reisst nieder. Er vermehrt nicht, sondern zehrt auf. Er gestaltet nicht, sondern entrüstet sich. Die Idee der Gleichheit läuft letztlich auf die unendliche Stärkung des Staates hinaus – im Klartext: die Diktatur. Der Sozialismus ist vor allen Gesetzen der Logik, der ökonomischen Wissenschaft und des Intellekts gescheitert. Denn Rechnen und Berechnen im menschlichen Handeln sind ohne Marktwirtschaft und Geldgebrauch unmöglich. Wo der real existierende Sozialismus Preise festsetzte, vermochte er dies nur im Vergleich mit der westlichen Marktwirtschaft zu tun.

Nun ist es im Grunde nicht Sache der Unternehmer, gegen den Sozialismus zu streiten. Sie sind gezwungen, sich der Lebenswirklichkeit der jeweiligen Wirtschaftsbedingungen anzupassen und das Beste daraus zu machen. Sogar die Interessenvertretungen der Unternehmer werden kaum je den grundsätzlichen Kampf gegen den Sozialismus führen. Arbeitgeberverbände wollen lieber gütliche Einigungen mit den Gewerkschaften, Zoll- und andere Beschränkungen oder EU-Forschungsförderungsgelder für die Firmen.

Ein Unternehmer muss im Gegebenen bestmöglich überleben und den grössten Gewinn herauschlagen. Auch die Vereinigungen ihrer Interessenvertretung werden immer nur die krassesten Übergriffe und Volksinitiativen der Linken abwehren, gewisse Steuervorlagen bekämpfen oder gesetzgeberische Eingriffe abmildern. Den grundsätzlichen, säkularen Kampf gegen den Sozialismus auszutragen, wäre der Auftrag der liberalen Politiker in allen Parteien. Oder der logisch denkenden Professoren. Soweit sie der Sozialismus nicht vertrieben hat.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Alle ab nach Wandlitz

Von Peter Bodenmann — Der Schaffhauser Wirtschaftsförderer fordert den Bau einer neuen Waldstadt für 12 000 Zuwanderer.



Wohnraum für 1,2 Millionen Menschen: am Rhein im Kanton Schaffhausen.

Die Schweiz verwandelt sich. Weil die Bauern immer mehr Flächen verganden lassen. Trotz hohen Flächenbeiträgen. Pro Einwohner nahm die Waldfläche zwischen 1985 und 2006 um 125 Quadratmeter zu. Waldsterben war gestern.

Der Wirtschaftsförderer des Kantons Schaffhausen macht einen vernünftigen Vorschlag: Der Kanton solle in der Nähe der Stadt Schaffhausen hundert Hektaren Wald abholzen. Den so gerodeten Boden als Bauland einzonen. Und diesen für tausend Franken pro Quadratmeter verkaufen.

Vorteil 1 — Der Verkauf des Bodens spült eine Milliarde Franken in die Kassen des zunehmend klammen Kantons.

Vorteil 2 — Die neue Waldstadt schafft Wohnraum für 12 000 Zuwanderer und bremst so wirksam die sich beschleunigende Überalterung des Kantons.

Vorteil 3 — Das neue Quartier entsteht in Stadtnähe und verhindert die weitere Zersiedlung des Kantons. Wenn parallel dazu in den Landgemeinden etwas rückgezogen wird.

Vorteil 4 — Ein neues Schaffhauser Wandlitz würde – richtig konzipiert – mehr Energie produzieren, als seine Bewohner verbrauchen.

Vorteil 5 — Ein Teil des Bodens könnte zudem für den sozialen Wohnungsbau reserviert werden. Um so die Mietpreise in zentralen Lagen weiter zu dämpfen.

In Schaffhausen lebt nicht einmal ein Prozent der Schweizer Bevölkerung. Wenn alle Kantone gleich innovativ wären – wie vielleicht nächstens unsere Schaffhauser –, könnten wir problemlos zusätzlichen und umweltfreundlichen Wohnraum für 1,2 Millionen Menschen schaffen. Und müssten dafür nur zehn Prozent jener Fläche abholzen, die zwischen 1985 und 2006 neu wegen untätiger Bauern verwaldet ist. Bereits läuft das Theater nach gewohntem helvetischem Programm ab: Die Rechten und ihre Bauern sind gegen diesen Vorschlag, weil die Bodenrente richtigerweise zu hundert Prozent sozialisiert wird, wenn man zuerst den Wald erwirbt und dann einzont.

Die Linken – dauertraumatisiert durch das Waldsterben – zahlen lieber zu hohe Mieten, anstatt etwas gegen die Zersiedelung der Schweiz zu unternehmen.

In der DDR, im real nicht existierenden Sozialismus, war vieles schlecht, aber für einige nicht ganz alles. So lebten Erich Honecker und die Mitglieder des ZK im Wald, in der Siedlung Wandlitz.

Vielleicht müssten die vereinigten rechten und linken Gegner des Strukturwandels über www.traum-ferienwohnungen.de für eine Woche eine Ferienwohnung in Wandlitz mieten. Um so das richtige Feeling zu bekommen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Nur ein
Augenblick
und ich habe
das Staunen
wieder entdeckt.



Österreich

ankommen
und aufleben

www.austria.info



Ihre persönliche Ferienberatung
gebührenfrei unter 00800 400 200 00.

Mami geht

Von *Beatrice Schlag* — Geschichte einer Mutter, die ihre Kinder verlässt.

An jenem Tag im Februar 2002 hatte Brenda Heist ihre Kinder wie immer morgens zur Schule gefahren. Dann verschwand die in Scheidung lebende Mutter eines Zwölfjährigen und einer Achtjährigen aus dem kleinen Ort Lititz in Pennsylvania. Ihr Haus war tadellos aufgeräumt, das geplante Nachtessen hatte sie bereits zum Auftauen aus dem Kühlfach genommen. Als es Nacht wurde und sie noch immer nicht zurück war, rief ihr Mann Lee die Polizei an. Die wochenlange Fahndung verlief ergebnislos. Lee Heist sagt, der Entschluss zur Scheidung sei einvernehmlich gewesen. Brenda habe sich eine Wohnung in der Nähe suchen wollen. Als von Brenda auch nach Monaten jede Spur fehlte, wurde der Vater verdächtigt, sie umgebracht zu haben. Die Kinder wurden von Mitschülern gemieden. Nachbarn sagten aus, Brenda sei eine wunderbare Mutter gewesen, die ihre Kinder nie hätte verlassen können.

Aber Brenda hatte ihre Kinder verlassen. Das wissen wir, seit sie sich vor zwei Wochen der Polizei stellte, bis auf die Knochen abgemagert. «Ich bin zu müde, um weiter wegzulaufen», sagte sie zu John Schofield. Sie ging «aus einer Laune» heraus, schrieb *Bild* über die Geschichte, die um die Welt ging. Das Urteil konnte nicht anders ausfallen. Denn Brenda Heist verletzte ein Tabu, das so tief in den Eingeweiden sitzt, dass seine Zuwiderhandlung unbedingte Ächtung erfordert: Eine Mutter lässt ihre Kinder nicht zurück. Und wenn, dann aus Kälte, Geldgier, Oberflächlichkeit oder eben Laune. John Schofield, Detective Sergeant in Lititz, erinnert sich an seine Begegnung mit Brenda Heist vor elf Jahren: «Sie hatte auf Wohnungszuschuss für ihre neue Wohnung gehofft. Er wurde abgelehnt. Sie wusste nicht, wie sie ihre Kinder durchbringen konnte, sie weinte, sie hatte viel Selbstmitleid.» Tatsache ist, dass sie an jenem Tag verschwand und sich seither nie mehr bei ihrer Familie meldete. Mann und Kinder werden ihr das vermutlich nie verzeihen können. Der Rest der Welt sollte besser nicht urteilen: Zehntausende von Männern tauchen jährlich während oder nach der Scheidung ab, weil sie keine Alimente zahlen und die Frau bestrafen wollen. Die Kinder spielen keine Rolle.



Für mehr Anarchie*

Von *Kurt W. Zimmermann* — Politik, Justiz und Medien umarmen sich. Der anarchistische Geist im Journalismus ist dahin.

Wenn man die heutigen Medien verstehen will, muss man zurück ins Jahr 1992. Es war der grösste Sündenfall unserer Mediengeschichte. Es war das Jahr der EWR-Abstimmung.

Vor der Abstimmung verwandelten sich unsere unabhängigen Journalisten in Propagandasprecher der offiziellen Politik. Es gab in den führenden Medien nicht eine einzige kritische Stimme. Am übelsten trieb es die *Weltwoche*. Sie war damals links-grün. Die Redaktion schickte ihren Lesern statt einer Zeitung eine glühende Abstimmungsbroschüre. Sie trommelte auf sechzig Seiten für die Regierungsvorlage. Es war das bisher schrecklichste Beispiel, wie sich eine ganze Redaktion zum Lautsprecher des Staatsapparats machte.

Im Jahre 1992 begann eine unselige Geschichte: die Liaison zwischen dem Mediensystem und dem institutionellen System. Die Liaison entstand durch den gemeinsamen Kampf gegen die Aussenseiter der SVP. Das schweisste Politiker, Behörden und Journalisten eng zusammen. Mit dem Aufstieg der Aussenseiter wurde die Zusammenarbeit immer inniger.

Dieser politisch-mediale Komplex steht bis heute. Zuletzt belegte etwa der Fall Philipp Hildebrand, wie verlässlich die Liaison funktioniert. Kaum stand der Nationalbanker in der Kritik, bildete sich ein politischer und publizistischer Menschenteppich zu seiner Verteidigung. Eine ähnliche Vernetzung zeigte sich auch beim Swissair-Prozess im Jahre 2007. Ein vereinigter Mob aus Politikern, Untersuchungsbehörden und Journalisten forderte die Lynchjustiz des Swissair-Managements. Alle siebzehn Angeklagten wurden freigesprochen.

Wie funktioniert unser Staatswesen? Wir kennen das System von Regierung und Opposition nicht. Bei uns dürfen alle zugleich an die Macht. Wir haben kein politisches Konkurrenzsystem. Wir haben ein Kartellsystem. Das Machtkartell ist darum verfilzt. Der Filz wuchert parteiübergreifend über die Institutionen. Das Parlament wählt die Regierung, die Regierung den Justizapparat. Die erste, zweite und dritte Gewalt sind eng miteinander verbandelt.

In einem solch geschlossenen System bekommen Medien eine besondere Rolle. Sie müssten die Gegenposition beziehen. Nur die unabhängige vierte Gewalt kann die drei verwobenen institutionellen Gewalten hinterfragen. Doch Journalisten tun heute meist das Gegenteil. Journalisten wollen auch Teil des Filzes sein.

Der jüngste Beleg für die Umarmung von Politik, Justiz und Medien waren die soge-



Sündenfall: EWR-Befürworter, 1992.

nannten Offshore-Leaks. Hand in Hand ging man auf die Jagd nach Steuersündern. Die Journalisten übernahmen willfährig die Rolle von Hilfssheriffs der Staatsbehörden.

Das ist ein Zeitgeist, den es früher nicht gab. Bis in die neunziger Jahre waren Journalisten der Staatsmacht gegenüber skeptisch eingestellt. Man fraternisierte nicht mit dem Überwachungsstaat und seiner Missachtung der individuellen Freiheit.

Journalisten hatten sich früher immer einen Rest an Anarchie bewahrt. Anarchie ist das Misstrauen gegen Herrschaftsstrukturen. Ich wünschte mir diese Anarchie zurück. Stattdessen, etwa in den aktuellen Steuerkonflikten, haben die Medien nicht die geringsten Probleme, als Claqueure von Politik und Behörden den gläsernen Bürger zu fordern. Die Journalisten, die ihn früher hassten, lieben Big Brother inzwischen.

Die erste, zweite und dritte Gewalt sind die institutionellen Gewalten. Ihre Funktion ist die Lenkung und Kontrolle der Bürger. Die vierte Gewalt, die Medien, wären gedacht als Gegenentwurf der Transparenz. Stattdessen erreicht die Staatsgläubigkeit in den Medien neue Höchstwerte. Die vierte Gewalt ist nur noch das vierte Rad am Wagen.

* Gekürztes Schlusswort von Kurt W. Zimmermann an den «Zürcher Prozessen» im Theater am Neumarkt zur Rolle der *Weltwoche*.

Per Post der Werbebrief. Perfekt der Onlineverkauf.



Die Wirkung macht den Unterschied.

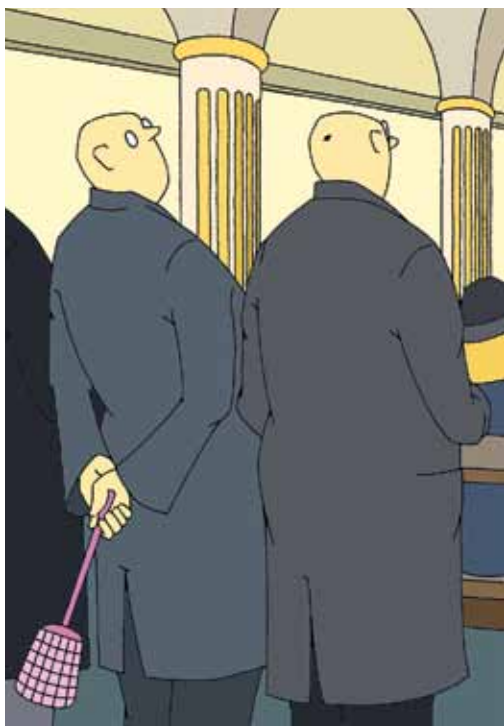
Studien belegen: Werbung per Post wird häufiger gelesen und doppelt so oft weiterempfohlen wie elektronische Werbung. Steigern Sie Ihren Verkaufserfolg im In- und Ausland mit unseren Direct-Marketing-Angeboten.

www.post.ch/wirkung

DIE POST 

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man während eines Trauergottesdienstes eine überaus lästige Fliege töten?

Roland Popert, Ossingen

Haben Sie die Videos gesehen, in denen Präsident Obama während eines CNBC-Interviews eine Fliege tothaut? Sie wurden über eine Million Mal angeklickt. Denn ein Erfolg beim ersten Klatschversuch ist eine seltene Meisterleistung. Vielleicht war es auch nur ein Glückstreffer. Der Präsident war jedenfalls von seiner Leistung sichtlich beeindruckt, die Umstehenden applaudierten spontan. Während eines Trauergottesdienstes eine Fliege zu erschlagen, bringt keinen Beifall, sondern nur entgeisterte Blicke ein, und das zu Recht.

Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Können wir wärschaften Schweizer eigentlich in einer Halle hornussen?» *Ruedi Rohr*



«In freier Natur»: Golfplatz in Crans-Montana VS.

Brillanter Artikel

Nr. 18 – «Reservate des Unkorrekten»;
Kurt W. Zimmermann über Golf

Zimmermann schreibt in seinem brillanten Artikel, dass «Golf der einzige Sport dieser Welt ist, den man nur in freier Natur und nicht in einer Halle betreiben kann». Ich frage mich: Können wir wärschaften Schweizer eigentlich in einer Halle hornussen? Fraglich sind auch Hundeschlittenrennen, Pferderennen, Motorbootrennen, Skifahren und so weiter. Aber bleiben wir besser in der Schweiz, sonst wird die Liste der Nicht-Hallen-Sportarten zu lang.

Ruedi Rohr, Zürich

Teures Kaffeesatz-Lesen

Nr. 18 – «Warten auf die Katastrophe»;
Markus Schär zur Klimadebatte

Dieser Artikel befasst sich deutlich mit mehreren grundlegenden Tatsachen: Die Büro-Staatsangestellten erfinden stets neue Probleme und «suchen» nach Lösungen, deren Resultate meist gegenläufig, das heisst nichtsagend, ausfallen. Sie bemühen sich hauptsächlich darum, ihre gutbezahlten Pöstchen zu rechtfertigen. Man könnte und sollte deshalb einen erheblichen Teil dieser Leute entlassen. Das «wissenschaftliche» Nullresultat bliebe dasselbe. Ausserdem könnte der Staat das unnötig für Kaffeesatz-Lesen ausgegebene Geld sparen und dem Bürger die Steuern senken, was die Kaufkraft und die Wirtschaft ver-

bessern würde. Die Rationalisierung der Büros könnte es den Regierungen ermöglichen, die anstehenden realen Probleme innert nützlicher Frist zu lösen (z. B. Migration mit Kriminalität, Staatsverträge ohne einseitige Zugeständnisse, intelligentes Angehen der Energieprobleme). *Peter Wettstein, St-Sulpice*

Symptomatischer Fall

Nr. 18 – «Sozialbehörde ausser Kontrolle»;
Philipp Gut über falsche Verdächtigungen

Der geschilderte Fall ist symptomatisch für die Aufblähung von sonderpädagogischen Massnahmen. Um ihre Existenz und Anstellung zu rechtfertigen, dramatisieren Schulsozialarbeiter und Schulpsychologinnen erzieherisch aus dem normalen Rahmen fallende Situationen, wie es sie auch schon vor der Installation des umfassenden Sozial- und Therapiestaats gegeben hat. Verhaltensauffällige Schüler oder solche mit realen oder vermeintlichen familiären Problemen werden nicht selten möglichst lange «therapiert», denn ein rascher Erfolg würde die sonderpädagogischen Massnahmen letztlich obsolet machen. So ist in vielen Gemeinden zu beobachten, wie die von den Schulbehörden anfänglich bewilligten Teilpensen im sonderpädagogischen Bereich schon bald nicht mehr ausreichen und erhöht werden «müssen». Allein die Hochschule Luzern bildet zurzeit 620 Studierende in Sozialarbeit aus, nicht weniger als 1200 Personen absolvieren dort in diesem Fach eine Weiterbildung. Somit ist ga-

rantiert, dass die zu therapierenden Probleme von Schülerinnen und Schülern in Zukunft weiter zunehmen. *Arnold Fröhlich, Wauwil*

Wegbereiter für die «Götterdämmerung»

Nr. 18 – «Deutschlands Geist»; Michael Klonovsky über Richard Wagner

Einen wesentlichen Aspekt blendet Klonovsky in seinem Artikel geflissentlich aus. Eigentlich nicht verwunderlich, wird doch Wagners unverhohlener und seit je bekannter Antisemitismus auch heute von der Gesellschaft und von der Musikpresse (die Frage ist nicht mehr, ob man den «rehabilitierten» Wagner spielen darf, sondern wie) kaum wahrgenommen, totgeschwiegen oder zumindest verniedlicht, selbst noch nach dem Holocaust. Wagner bewegt sich mit seinem Pamphlet «Das Judentum in der Musik», in welchem er die «Verjudung» der Gesellschaft anprangert und zugleich eine Brücke von der Judenfeindschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts zum rassistischen Antisemitismus der NS-Diktatur schlägt, in «guter» Gesellschaft – zusammen mit einem Heinrich von Treitschke («Die Juden sind unser Unglück»), all den bekannten Antisemiten Frankreichs des 19. Jahrhunderts und vielen anderen war Wagner sehr direkt Wegbereiter der «Götterdämmerung», die ab 1933 ihren mörderischen Verlauf nahm. *Urs P. Haller, Arlesheim*

Geschichtsinterpretation der Siegermächte

Nr. 18 – «Als Churchill sprachlos war»; Werner Vogt über den britischen Premier

Die Verwendung des Porträts von Winston Churchill auf der britischen Fünfpfundnote ist Sache der Engländer und spricht für sich. Allerdings: Churchill war nebst anderen erwiesenermassen ein Kriegstreiber, der massgeblich für den Zweiten Weltkrieg verantwortlich war. Dass sich Herr Vogt der Geschichtsinterpretation der Siegermächte anschliesst, ist durchaus zu verstehen. Man will schliesslich nicht in den Verdacht kommen, ein Nazi-Sympathisant zu sein. Es ist der *Weltwoche* zu empfehlen, in Zu-

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

kunft Autoren zu berücksichtigen, die mit den Ergebnissen der revisionistischen neueren Geschichtsforschung vertraut sind und diese auch anwenden. Ob es den Polen, Tschechen, Engländern, Franzosen und Amerikanern passt, sollte keine Rolle spielen. *Roland Roth, per E-Mail*

Lieber mit Dürrenmatt

Nr. 17 – «Megafon der Staatsmacht»; Roger Köppel über den Schweizer Staatssender

Ganz früher richtete ich es möglichst so ein, dass ich meinen Arbeitsweg zur halben oder ganzen Stunde antrat, damit ich mir frühmorgens die Nachrichten auf DRS 2 oder DRS 1 anhören konnte. Ebenfalls trat ich den Heimweg damals möglichst zwischen 18 Uhr und 18.30 Uhr – oder wenn es etwas später wurde – zwischen 19 Uhr und 19.30 Uhr an, damit ich Teile vom «Echo der Zeit» mitbekam. Später hörte ich mir diese Sendungen nur noch an, wenn es sich gerade ergab, ich richtete mich nicht mehr nach diesen Zeiten, da es mir die Qualität nicht mehr wert war. Inzwischen höre ich mir diese Sendungen praktisch nie mehr an. In dieser Zeit höre ich im Auto lieber ein Hörbuch, zurzeit zum Beispiel «Das Versprechen» von Friedrich Dürrenmatt: Hier lerne ich Sinnvolles über die Welt und die Menschen, und das erst noch weniger einseitig ideologisch gefärbt. *Thomas Baumgartner, Gerzensee*

Wie in einem Musikmagazin

Nr. 18 – «Good News»; Roger Köppel über die Schweizer Rockband Krokus

Was für eine Freude und Überraschung, wie erfrischend Roger Köppel über Krokus' neue Platte schreibt. Liest sich ja wie eine Plattenkritik in einem Musikmagazin. Dazu noch sehr treffend und kompetent. Zwar ist (leider) die Härte früherer Stücke vermehrt dem Blues gewichen, aber das hat eventuell auch mit der Altersmilde der Band und Fans der ersten Stunde zu tun. Apropos Musik: Genau durch selbige bin ich vor Jahren auf die *Weltwoche* gestossen. Der Artikel über AC/DC hat mich als Hobby-musiker bewogen, die Zeitung zu kaufen. Dadurch merkte ich erstmalig, wie wohltuend sich dieses Magazin von der üblichen Medienlandschaft abhebt. Seit jener Ausgabe habe ich keine mehr verpasst. *Andreas Jurt, Sempach*

Korrigenda

Im Artikel über das Golfspielen in der Schweiz (*Weltwoche* Nr. 18/13) wird der Golfplatz Otelfingen versehentlich dem Kanton Aargau zugeschrieben; in Wahrheit liegt er im Kanton Zürich. Zudem befindet sich der erwähnte Golfplatz Ybrig nicht in Hoch-Ybrig, sondern auf dem Gemeindegebiet von Unteriberg auf 930 m ü. M. Wir entschuldigen uns für diese Fehler.



Die Wirkung macht den Unterschied.

Was wollen Sie erreichen? Lassen Sie sich von Erfolgsgeschichten inspirieren, wie der Brief Ihre Kommunikation stärkt:

www.post.ch/wirkung

DIE POST

Plädoyer für Gott

Milliarden von Menschen glauben an eine höhere Macht. Was bringt dieses Festhalten am Irrationalen? Religion mache glücklich und zufrieden, sagen Wissenschaftler. Ohne den Glauben hätten sich die Zivilisationen nie entwickelt. *Von Andreas Kunz*

Als der italienische Maler Andrea Mantegna im 15. Jahrhundert den Auftrag bekam, Christi Himmelfahrt zu verewigen – die Rückkehr des Sohn Gottes zu seinem Vater in den Himmel –, malte er einen von elf Engeln umgebenen Jesus, der auf einem Wölkchen schwebend der Erde entschwindet und selig winkend sich von den betenden Jüngern verabschiedet.

Wie ist der Künstler auf die aberwitzige Vorstellung eines fliegenden Mannes gekommen? In keiner einzigen Quelle wird erwähnt, wie Jesus vierzig Tage nach seiner Auferstehung von den Toten in den Himmel aufsteigt; selbst die Bibel liefert keine Details zum übernatürlichen Spektakel. «Er wurde in den Himmel aufgenommen und setzte sich zur Rechten Gottes», heisst es im Markus-Evangelium. «Und es geschah, als er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel», steht im Evangelium des Lukas. Es klingt, als wäre es damals die normalste Sache der Welt gewesen. Und auch heute noch glauben über zwei Milliarden Christen in irgendeiner Form an die Geschichte von Jesu Auffahrt. Nicht wenige von ihnen stellen sie sich wohl genauso vor wie auf Mantegnas Gemälde.

Doch die Christen sind längst nicht die Einzigen, die an eine skurrile Himmelsreise glauben. Im Koran entfährt Mohammed dem Felsendom in Jerusalem zu Allah in die sieben Himmel. Die Juden glauben, dass der Prophet Elias in einem «Feuerwagen» durch die Wolken reitet. Es gibt Religionen wie den Buddhismus, bei dem Gläubige den elefantenköpfigen Gott Ganesha anbeten. Hindus verehren Kühe als göttliche Wesen. Und die Ureinwohner der Insel Timor im Indischen Ozean glauben sogar, auf einem versteinerten Krokodil zu leben.

Spärlich besuchte Kirchen, neue Kulte

Über 4000 verschiedene Religionen gibt es aktuell auf der Welt. Gut achtzig Prozent der Erdbevölkerung betrachten sich gemäss neuesten Statistiken als religiös. Noch vor hundert Jahren erwartete man, dass Religion ein Phänomen einer absterbenden Kultur sei, ein Aberglaube und Trost für die Unzivilisierten. «Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur», schrieb Karl Marx, «das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.» Dass die meisten Menschen sich nach der Aufklärung einem naturwissenschaftlich fundierten Weltbild anschliessen

würden, schien damals bloss eine Frage der Zeit zu sein.

Schaut man sich an einem Sonntag die spärlich gefüllten Kirchen an, liegt die Vermutung tatsächlich nahe, dass die Religion dem Untergang geweiht sei. Global gesehen erweist sich dies jedoch als Illusion. Und auch im säkularen Westeuropa bleibt die Glaubensbereitschaft hoch: Wo die klassischen Religionen mit einem Rückgang zu kämpfen haben, weil die aufgeklärten Menschen sich mit den altertümlichen Legenden und Lehren nicht mehr identifizieren können, springen immer neue, teils esoterische Kulte in die Lücke. Selbst überzeugte Atheisten haben entdeckt, was sie mit ihrem Unglauben verpassen. In seinem Bestseller «Religion für Atheisten» schwärmt der Philosoph Alain de Botton auf über 300 Seiten von «den Dingen, die uns helfen, das Leben einfacher und sinnvoller zu gestalten». Sogar die Ungläubigen, muss man daraus schliessen, kommen ohne Glauben nicht mehr aus.

Die Erwartung einer gottlosen Welt hat sich nicht erfüllt. Trotz der Erfahrung zweier Weltkriege oder des Holocaust glauben Milliarden

Die Erwartung einer gottlosen Welt hat sich nicht erfüllt.

von Menschen an eine übernatürliche Macht. Und es sind nicht einfach bildungsferne oder arme Menschen aus der Dritten Welt, die sich vom Glauben Halt versprechen. Genauso gibt es erfolgreiche Firmengründer oder promovierte Wissenschaftler, die religiös sind. Doch wenn es keine abschliessende Antwort gibt – warum investieren so viele Menschen darin ihre Zeit, ihr Geld, oft auch ihr gesamtes Leben? Was nützt ihnen der Glaube an das Irrationale, an das, was eben nicht bewiesen, sondern nur geglaubt werden kann? Ist Glauben eine anerkannte Form des kollektiven Selbstbetrugs? Eine Schwundstufe des menschlichen Intellekts? Die Sache ist viel komplizierter.

Sogar die Ungläubigen glauben

Wie unterschiedlich und extravagant die religiösen Glaubensgebäude dieser Welt auch sind: Ihre Anhänger fühlen sich geborgen in der Liebe Gottes. Im Glauben finden sie die Lösung für ihre Probleme. Es ist eine Lebenshaltung, die Zweifler und Ungläubige oft ratlos oder sogar spöttisch zurücklässt. Mehr noch:

Viele halten den Glauben der Menschen an Gott für schädlich. Der britische Biologe Richard Dawkins spricht in seinem Buch «Der Gotteswahn» von Religion als einem «gedanklichen Virus», der sich in den Köpfen der Menschen ausbreitet und Unheil anrichtet. Und für Christopher Hitchens, den anderen populären, mittlerweile verstorbenen Religionskritiker, war der Glaube an Gott «das Gift» der Menschheit, das verantwortlich sei für unzählige Kriege und grosses Leid.

Doch wäre Religion tatsächlich «schädlich» und «giftig» – warum zieht sie dann seit Tausenden von Jahren so viele Menschen an? Normalerweise hält der Mensch nicht an Dingen fest, die ihm nichts nützen. Wofür also sind die Religionen gut?

Die Suche nach einer Antwort beginnt in der Steinzeit. Im Vorland des Taurusgebirges in der heutigen Südtürkei liegt der Göbekli Tepe, die älteste bekannte heilige Stätte der Menschheit. Mehr als 200 steinerne Säulen standen hier einst, bis zu 6 Meter hohe gewaltige Pfeiler, ein jeder gegen 20 Tonnen schwer. Der Bau entstand vor über 11 000 Jahren. Es müssen Hunderte, wenn nicht Tausende von Menschen gewesen sein, die während Jahrzehnten ihr Leben dafür hingaben, ein riesiges Werk ohne erkennbaren Nutzen zu bauen. Warum haben sie so viel Kraft und Zeit dafür geopfert?

Archäologen vermuten, dass die damaligen Jäger und Sammler nach getaner Arbeit die Götter feierten, denen sie den Bau gewidmet hatten. Dadurch sei wohl zum ersten Mal eine Gemeinschaft entstanden. Unter der Aufsicht der von ihnen verehrten Gottheiten hätten die Menschen gelernt, in grosser Zahl zusammenzuarbeiten und miteinander ein Ziel zu verfolgen. Es war der Schlüssel zum Aufstieg der Zivilisationen: Auf der Grundlage eines gemeinsamen Glaubens konnten fremde Menschen Vertrauen zueinander finden. Religionsforscher glauben, dass dies bis heute der Hauptnutzen der Religionen geblieben ist: der Glaube als soziale Plattform für eine Gemeinschaft, in der die Menschen ihre Lebenserfahrungen teilen, Ängste bewältigen und ein gemeinsames Bewusstsein für ihre Existenz entwickeln können.

Nicht immer geschahen die Bekehrungen freiwillig. Oft genug wurde Religion wie im Mittelalter als Machtinstrument von den Herrschenden missbraucht. Trotzdem hat der Glaube seine gemeinschaftsfördernde Wirkung nie verloren. Religion verband die Men-



Höhere Wesen: die Auffahrt in der Vorstellung des Malers Mantegna, 1463–1464.

schen, sie bot Wertmassstäbe und Regeln, an die sich die Gläubigen über alle sozialen und geografischen Grenzen hinweg halten konnten. Auch als Jahrtausende nach Göbekli Tepe der Fernhandel aufkam, kam dem Glauben eine entscheidende Rolle zu: Wer Güter auf eine lange Reise schickte, musste fremden Menschen vertrauen können. Um etwa mit muslimischen Händlern entlang der Seidenstrasse Geschäfte zu machen, war es von entscheidendem Vorteil, selbst Muslim zu sein. Nur wer an den gemeinsamen Gott glaubte, der bei Diebstahl mit strafender Hand drohte, erhielt Zugang zum lukrativen Handelsnetz.

Dass der Mensch erst unter Aufsicht kooperativ, umgänglich und lenkbar wird, belegen zahlreiche psychologische Experimente. Solange sich eine Person anonym wähnt, ist ihr der Eigennutz wichtiger. Allein, wer eine Sonnenbrille trägt, verhält sich nachweislich egoistischer. Umgekehrt genügt bereits das Bild eines Augenpaares über einer Trinkgeldkassette, dass die Gäste tiefer ins Portemonnaie greifen. Die bloße Erwähnung einer angeblich höheren Macht kann bei Menschen zu überraschenden Sinneswechseln führen, wie das sogenannte Diktatorenspiel zeigt.

Die Teilnehmer des Experiments bekommen ein wenig Geld, und sie können selber entscheiden, wie viel sie davon einem unbekanntem Mitspieler abgeben. Natürlich behalten die meisten alles für sich. Doch werden die Probanden zuvor beiläufig mit Begriffen wie «göttlich» oder «Geist» beschäftigt, steigen die durchschnittlichen Spenden um mehr als das Doppelte. Die meisten Teilnehmer geben dann brav die Hälfte ihres Geldes ab – egal, ob sie sich als gläubig oder ungläubig bezeichneten.

Doch waren die gläubigen Spieler nicht auch ohne Aufsicht spendabler? Immerhin schätzen sie sich in Umfragen als selbstloser, großzügiger und barmherziger ein. Doch wer es im Diktatorenspiel nachprüft, wird enttäuscht: Ohne die suggerierte Aufsicht von oben verhielten sich die Gläubigen genauso eigennützig wie die Ungläubigen.

Die unsichtbare Prinzessin Alice

Wissenschaftler vermuten sogar, dass die Anfälligkeit des Menschen für den Glauben bereits in seinem Erbgut steckt. Der Psychologe Jesse Bering von der Universität Belfast demonstrierte dies in einem Experiment mit 68 Kindern. Er führte sie in ein Zimmer mit Bällen und einer Zielscheibe an der Wand. Dann erklärte er die Regeln und verliess unter einem Vorwand den Raum. Natürlich wurden die meisten Kinder schwach. Kaum war der Aufseher weg, liefen sie zur Zielscheibe, um ihre Bälle anzuheften – ein wenig vom Mittelpunkt entfernt, damit es nicht auffiel.

Bei einer zweiten Gruppe Kinder platzierte Bering einen leeren Stuhl im Raum, auf dem



«Religion für Atheisten»: Philosoph de Botton.



Schlüssel zum Aufstieg: Göbekli Tepe in der Südtürkei, die älteste bekannte heilige Stätte.

eine «unsichtbare Prinzessin Alice» sitze, die «alles sieht, was im Zimmer passiert». Was geschah? Unter den Augen der Prinzessin warfen die Kinder die Bälle nach den Regeln. Nur einige Zweifler wagten es, zu schummeln – aber erst nachdem sie mit der Hand über den leeren Stuhl gewedelt und sich vergewissert hatten, dass keine Alice anwesend war.

Bering folgerte daraus, dass der Mensch eine Art versteckte Kamera in sich trägt, die ihn an selbstsüchtigem Verhalten hindert. Der Glaube an höhere Wesen sei von der Evolution hervorgerufen worden, da er für die Menschheit stets von Vorteil gewesen sei. Der Psychologe sieht die Religion deshalb als «nützliche Illusion».

Doch wie «nützlich» ist die Religion tatsächlich? Angeblich kann der Glaube Berge versetzen, heisst es in der Bibel. Von den Schamanen der Indianer bis hin zu den Gründern der heutigen grossen Religionen waren Heilige oft auch Heiler. Der Prophet Mohammed soll ein gebrochenes Bein allein durch Handauflegen kuriert haben. Buddha galt vielen Anhängern als «höchster Arzt» und «Lehrer der Medizin». Und der chinesische Denker Laotse soll sogar das «Elixier der Unsterblichkeit» besessen haben.

Placebo-Effekt des Glaubens

Meist waren es keine «göttlichen Wunder», die den Gläubigen versprochen wurden. Wann immer Jesus beispielsweise in der Bibel einen Kranken heilt, etwa die «blutflüssige Frau» (Lukas 8, 48) oder den Blinden (Lukas 18, 42), sagt er nicht: «Gott hat geholfen», sondern er spricht stets die gleiche magische Formel: «Dein Glaube hat dir geholfen.»

Bis heute gehören die Geschichten von Kranken, die durch ihren Glauben gesund wurden,

zum schlagkräftigsten Gottesbeweis von religiösen Menschen. Heilende Kräfte gegen Gebrechen und Krankheiten – es wäre nicht der schlechteste Grund, um sich bekehren zu lassen. Doch stimmen die Berichte tatsächlich? Viele Studien, die religiöse Heilwirkungen nachzuweisen scheinen, sind mit Mängeln behaftet, weisen offensichtliche methodologische Fehler auf oder kommen zumindest nicht zu einem eindeutigen Resultat. Bei schweren Krankheiten wie etwa Krebs hilft der Glaube vorwiegend bei der Bewältigung, das Tumorstadium selbst liess sich mit Gebeten noch nie nachweislich aufhalten.

Doch es gibt andere Leiden, die für die Heilskraft des Glaubens geradezu prädestiniert scheinen. Dazu gehören Parkinson, Depressionen,

Es sind drei Dinge, die praktisch alle Religionen der Welt verbinden.

das Reizdarm-Syndrom, Allergien, Rückenschmerzen oder andere Schmerzerkrankungen. Alles Leiden, bei denen die Psyche eine grosse Rolle spielt. Am wichtigsten in der sogenannten Glaubensmedizin ist die Erwartungshaltung des Patienten: Wer felsenfest an den Erfolg einer Behandlung glaubt, setzt jene Selbstheilungskräfte in Gang, die ihm letztlich Linderung verschaffen. Was die «Placebo-Sensitiven» von den «-Nichtsensitiven» unterscheidet, ist bis heute ungeklärt. Frauen reagieren nicht stärker als Männer, Wissenschaftler nicht anders als Hausfrauen, selbst der religiöse Glaube scheint keine entscheidende Rolle zu spielen.

Tatsächlich leben regelmässige Kirchgänger statistisch gesehen länger – laut einer Studie

im Schnitt fast sieben Jahre. Je nach Untersuchung lassen sich durch einen Gottesdienstbesuch verbesserte Abwehrkräfte des Körpers nachweisen, ein niedriger Blutdruck oder ein langsames Nachlassen der Lungenfunktion. Inwieweit die Befunde auf den Glauben selbst zurückzuführen sind, ist bei genauerem Hinsehen jedoch unklar. Für die Menschen funktioniert die Religion offenbar wie der Globulus für die Homöopathen: Obwohl der heilende Stoff nicht nachgewiesen werden kann, sind die positiven Resultate eindeutig belegbar. Oder wie Jesus bereits sagte: «Dein Glaube hat dir geholfen.»

Letztlich vermuten die Wissenschaftler als Ursache für ein längeres Leben den genau gleichen Effekt, der bereits die steinzeitlichen Arbeiter am Göbekli Tepe sich zum Glauben bekehren liess. In der Gemeinschaft ist der Mensch stärker, soziale Kontakte fördern Lebensfreude und Gesundheit. Auch eine erhöhte Hilfsbereitschaft verleiht dem Leben mehr Sinn und kann somit Depressionen oder Schmerzerkrankungen vorbeugen.

Zufrieden, heiter, glücklich

Es sind drei Dinge, die praktisch alle Religionen der Welt verbinden: der Glaube, der alle offenen Fragen schliesst; das Ritual, das Ordnung schafft in einer unübersichtlichen Welt; und die Gemeinschaft, die den Glauben und das Ritual erst zum Erlebnis macht. Alle drei Kennzeichen lösen im Hirn nachweisbare neurologische Effekte aus: Der Spiegel derjenigen Hormone steigt, die den Menschen zufrieden, heiter und glücklich machen.

Wer glaubt und betet, wer singt und beichtet, betreibt eine Art «Jogging fürs Gehirn», sagen die amerikanischen Forscher Lionel

Tiger und Michael McGuire in ihrem Bestseller «God's Brain». Sie beschreiben den Glauben als *brainsoothing*, als Beruhigung für das Gehirn. «Wir vergessen leicht, dass das Hirn nicht in erster Linie zum Denken da ist, sondern zum Handeln», sagte Tiger in einem Interview mit der *Weltwoche*. Nichts belaste es stärker als Ungewissheit. Offene Fragen dürfe es nicht geben, weil sie unklar lassen, wie man handeln soll. «Im Lauf der Evolution hat sich unser Hirn enorm entwickelt – mit einigen unverhofften Nebenwirkungen», sagte Tiger. «Es ist, als ob wir ein linkes Bein hätten, das fünfmal länger als das rechte ist. Wenn wir gehen, müssten wir das ständig ausgleichen.» Ist das Hirn nicht ausgelastet, verursacht es «Schmerzen». Um dem vorzubeugen, muss man es beschäftigen. «Religion hat sich als eine der besten und wirksamsten Methoden erwiesen», sagte der bekennende Atheist Tiger. «Sie gibt dem menschlichen Denkorgan, das ständig <Wozu?> oder <Was dann?> fragt, einen Ort im Universum.»

Es ist für den amerikanischen Anthropologen die gleiche Wirkung, die auch Musik, Melodien, Symmetrien oder gut abgestimmte Farben auf den Menschen haben: Sie alle besänftigen das Gehirn, das sich nach Klarheit sehnt. «Kunst, Geschichten und Religion offerieren Reisen ins Irreale, die trösten, erfreuen und vor allem: klarstellen», sagte Tiger. So pa-

radox es klingen mag: Die Beschäftigung mit dem Irrealen ermöglicht es dem Menschen, sein reales Leben zu führen. Das Übernatürliche wird dadurch natürlich.

Religion ist wie eine Rose

Doch was unterscheidet die Religion von der Musik oder der Kunst? Was ist das Lebenspraktische am religiösen Glauben, wenn doch auch der Fussball seinen Anhängern Glück und Gemeinschaft verschaffen kann? Wir fragen nach bei den Vertretern der grössten Religionen des Landes. «Im Glauben an Gott findet der Mensch zu sich selbst, zu seinem eigenen Ursprung», sagt Giuseppe Gracia vom Bistum Chur. «Es gibt keine Selbsterkenntnis ohne Beziehung zu Gott.» Während es bei der Beschäftigung mit Kunst oder auch Fussball ums eigene Erleben gehe, richte sich der Glaube ganz auf Gott, «wie man sich in der wahren Liebe an das Andere, Grössere verschenkt».

Der reformierte Pfarrer Peter Ruch aus Küssnacht SZ sagt: «Der Mensch sucht eine Beziehung zu Gott, genauso wie er auch Beziehungen zu anderen Menschen sucht.» Er brauche Vertrauen, um sich in der Welt bewegen zu können. Die Frage nach Gott stecke in uns drin: «Doch eine Antwort können wir nicht selber geben.» Für den Gläubigen gebe das Evangelium «die bestmögliche Antwort», weil es «den Erfahrungsschatz» biete, in dem

der Mensch am meisten über sich selber lernen könne.

Für seinen protestantischen Kollegen Josef Hochstrasser, der als Pfarrer vom Katholizismus zum Protestantismus gewechselt ist, ist der Glaube lebenspraktisch, «weil ich selber darin vorkomme». Die Geschichten in der Bibel gäben ihm Impulse, um sein Leben «zu gestalten». Religion sei letztlich wie eine Rose: Man könne sie entweder wissenschaftlich sezieren, die Blätter wegzupfen, den Stiel aufschneiden, den Saft untersuchen – bis die Rose zerstört sei. Oder man könne sie anschauen, daran riechen und sie bewundern.

Letztlich ist die Beziehung der Menschen zur Religion wohl ähnlich, wie es Woody Allen in einem Witz erzählte: Kommt ein Mann zum Psychiater und sagt: «Doktor, mein Bruder ist verrückt, er denkt, er sei ein Huhn.» Sagt der Doktor: «Warum bringen Sie ihn nicht ins Irrenhaus?» Der Mann antwortet: «Das würde ich ja gerne, aber ich brauche die Eier.»

Der Glaube an einen Gott ist irrational, die Vorstellung eines auf einer Wolke in den Himmel schwebenden Mannes reichlich skurril und absurd. Aber trotzdem machen die meisten Menschen es mit. Ganz einfach, weil es nützt. Weil es auf der ganzen Welt nirgends nahrhaftere Eier gibt als in der Religion.

Gäbe es Gott nicht, man müsste ihn erfinden. ○



Für jene, die wissen,
wonach sie suchen.

www.ittinger.ch
Verantwortungsvoll geniessen

ITTINGER ZUM ESSEN

Was für ein Genuss – mit der einzigartigen Biermarinade hergestellt aus Ittinger Amber & feinen Gewürzen von Oswald wird ihr Grillfleisch zur Delikatesse. Jetzt exklusiv erhältlich bei Oswald unter www.oswald.ch



Das einzigartige
Schweizer Amberbier

Eine Klasse für sich

Die Partei ist so schwach wie noch nie, ihre Politik so stark wie kaum je: Der Schachspieler Christian Levrat setzt als Präsident der Schweizer Sozialdemokraten die bürgerlichen Gegner matt. Wie macht er das? *Von Markus Schär*



Markiger Bass und fester Blick: Ständerat Levrat.

Knapp vier Minuten Filmchen müssen diesmal genügen. Vor fünf Jahren hetzte Christian Levrat als frischgewählter Präsident der Schweizer Sozialdemokraten am 1. Mai noch durch die Deutschschweiz und stachelte nach dem Wahldesaster vom Oktober 2007 die niedergeschlagenen Genossinnen und Genossen gleich mit fünf Auftritten wieder an. Jetzt stellt sich der Parteichef nur für eine Videobotschaft vor die Berner Berufsschule. Mit markigem Bass und festem Blick über die Kamera hinweg in die bessere Zukunft (oder auf den Spickzettel) spricht er seine gestanzten Sätze.

Wer eine Lehre machte, erklärt der Jurist, der kam bisher in der Schweiz gut durchs Leben: «Das war nicht nur eine Botschaft, sondern ein Versprechen.» Aber dieses Versprechen sei angesichts von stagnierenden Löhnen für die «Mittelklasse» längst gebrochen. Deshalb verteilten die bürgerlichen Eliten «ton-

nenweise Valium» – mit dem Kampf gegen Missbräuche des Sozialstaats und des Asylrechts sowie mit dem Ruf nach der Ventilklausel gegen die Zuwanderung. Und sie hofften, so «die Wut der Bevölkerung zu besänftigen».

«Doch die Menschen in unserem Land, denen ich tagtäglich begegne, wollen nicht beruhigt werden», spricht der 42-jährige Parteipräsident mit dem Habitus eines ewigen Jungpfarrers. Die Menschen wollten Lösungen, damit sie sich wieder auf das Versprechen verlassen könnten. «Und die Lösungen dafür liegen bereit»: die Löhne der «Abzocker» mit der 1:12-Initiative kappen, einen Mindestlohn von 4000 Franken in die Verfassung schreiben, das Land mit Gesamtarbeitsverträgen überziehen, die AHV-Renten aufbessern.

Die Lösungen taugen nichts, wie Grosseperimente in anderen Ländern belegen; hierzulande glaubte seit dem Fall des Kommunismus

und dem Schub der Globalisierung nicht einmal die Linke mehr an die alten Rezepte. Auf einmal aber scheinen in der Schweiz, die gerade dank ihrem flexiblen Arbeitsmarkt und ihrer (vergleichsweise) liberalen Politik an der Weltspitze steht, die «Lösungen» aus der sozialistischen Mottenkiste wieder tauglich und sogar mehrheitsfähig. Die Sozialdemokraten verdanken es vor allem ihrem Präsidenten: Christian Levrat ist derzeit der Mann, der die Schweizer Politik am stärksten prägt. Wie macht er das?

«Er folgt seinem Plan»

Wer immer Christian Levrat würdigt, der weist darauf hin, dass er Schach spielt. Er komme als ehemaliger Präsident und Meisterschaftsspieler des Schachklubs von Bulle zwar kaum mehr dazu, beklagt der Politiker im Dauereinsatz; nur nach der Heimkehr gegen

Mitternacht erlaubt er sich gelegentlich eine Partie auf dem Internet. Aber seine Erfahrung genügt immer noch, um alle Kollegen im Parlamentarier-Schachturnier zu schlagen – und auch im Parlament. «Er denkt immer vom Ende her», sagt ein Weggefährte, «so folgt er durch alle Abzweigungen seinem Plan.» Und das Ende heisst immer: den Gegner mattsetzen.

Die Meisterpartie von Christian Levrat begann 2007. Der Sohn eines Garagisten aus Vuadens im Greyerzerland, der als Gymnasiast eine Sektion der Jungliberalen mitgründete, übte zuvor das Kampfspiel, ab 2001 als Sekretär und schon zwei Jahre später als Präsident der Gewerkschaft Kommunikation: Als die Führung der Post ihr teures Netz straffen wollte, blockierte er mit seinen Leuten Verteilzentren und mobilisierte mit der Post-Initiative gegen den Abbau. Erst 2000 in die SP eingetreten, sass er daneben ab 2001 im Freiburger Verfassungsrat und schaffte schon 2003 die Wahl in den Nationalrat. Er kam nach Bern zusammen mit einem Genossen, mit dem er sich im Verfassungsrat angefreundet hatte: Alain Berset, nach seinem Sensationssieg über den freisinnigen Amtsinhaber der jüngste Ständerat.

Die beiden frischen Freiburger Sozialisten trafen allerdings im Bundeshaus auf übermächtige Gegner: Nach dem Wahltriumph der SVP rollte mit Christoph Blocher und Hans-Rudolf Merz in der Landesregierung, wie die Linke klagte, der «neoliberale Umbau der Schweiz» an. Für Berset und Levrat stand deshalb fest: Blocher musste weg. «Die SVP hat es mit einer verstörenden Leichtigkeit geschafft, in der Debatte ihre Sicht der Konkordanz durchzusetzen», schrieben die beiden Freunde 2007 in ihrer Kampfschrift «Changer d'ère» (Für ein neues Zeitalter). Die SVP fordere eine rein arithmetische Konkordanz; dagegen setzten die sozialistischen Vordenker «eine Konkordanz, die auf einem minimalen gemeinsamen Programm beruht»: Den «Regierungsvertrag» gaben sie gleich selber vor – «und in diesem Vertrag ist keine Linie für die Unterschrift der Blocher-SVP vorgesehen».

Inhaltlich begnügte sich «Changer d'ère» mit Nostalgie. Berset und Levrat träumten von den guten alten Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg, als unter dem Einfluss des halb verstandenen Ökonomen John Maynard Keynes die Notenbanken die Geldmenge ausweiteten und die Regierungen die Konjunktur mit Arbeitsbeschaffung ankurbelten – aber ihre Schulden auch nicht zurückfuhren, wenn die Wirtschaft heiss lief. Alt Bundesrat Joseph Deiss, zuvor Ökonomieprofessor in Freiburg, merkte dazu nur an, sein ehemaliger Student Levrat habe einiges nicht recht verstanden. Und die Partei, welche die Vordenker mit ihrem Retroprogramm in die Zukunft führen wollten, erlitt bei den Wahlen 2007 eine vernichtende Niederlage: Der Verlust von fast vier

Prozent Wähleranteil warf die SP wieder auf den Stand der 1980er Jahre vor Präsident Peter Bodenmann zurück.

Sechs Jahre danach steht die Partei für die Politstatistiker noch nicht besser da: Bei den Nationalratswahlen 2011 sank der Anteil der SP nochmals von 19,5 auf 18,7 Prozent, und in den kantonalen Parlamenten sackte ihre Sitzzahl seit 2007 von 535 auf 449 ab; der Politforscher Michael Hermann errechnet beim Wähleranteil ein Allzeittief von 17,5 Prozent. Die Partei ist arithmetisch so schwach wie kaum je seit einem Jahrhundert, politisch aber so stark wie selten. «Die grossen politischen Auseinandersetzungen sind lanciert», sagt Christian Levrat in seiner Videobotschaft zum 1. Mai. Und diese Auseinandersetzungen laufen für seine Partei und ihren Präsidenten.

Der Schachspieler zog ein Powerplay mit seinen Figuren auf. Blocher musste weg: Dafür sorgten Berset und Levrat selber, indem sie unter welschen FDP- und CVP-Parlamentariern

«In diesem Vertrag ist keine Linie für die Unterschrift der Blocher-SVP vorgesehen.»

für die Mehrheit warben, die den SVP-Bundesrat am 12. Dezember 2007 stürzte. Dank Eveline Widmer-Schlumpf, die sich in diesem Coup der Linken verpflichtete, herrscht seither faktisch die Mitte-links-Koalition ohne SVP, von der die Vordenker in ihrer Kampfschrift für ein neues Zeitalter träumten.

«Wut der Bevölkerung»

Der nächste Zug misslang zwar: Für Moritz Leuenberger kam Ende 2010 nicht die stramm linke Jacqueline Fehr, sondern die als bürgerlich beargwöhnte Simonetta Sommaruga in den Bundesrat. Als Konsumentenschützerin landesweit populär, galt die Berner Ständerätin für die welschen Genossen als Vordenkerin der «Bobos», der «bourgeois Bohémiens», die in der Deutschschweiz die Partei prägen. Sie spottete denn auch 2008 über den neugewählten SP-Präsidenten Levrat, der in seiner Antrittsrede eine Viertelstunde lang den Generalstreik von 1918 beschwor: «Mit Klassenkampf-Rhetorik holt die SP keine Wähler ab.»

Der entscheidende Zug gelang Christian Levrat aber nach den Wahlen 2011, die dem Klassenkampf zwar tatsächlich kaum Stimmen brachten, aber immerhin einen Klassenkämpfer wie Gewerkschaftsbund-Präsident Paul Rechsteiner in den Ständerat trugen. Am 14. Dezember 2011 wählte die Bundesversammlung Alain Berset in die Landesregierung – und Christian Levrat, der das Spiel geplant hatte, kam nach einem klaren Sieg über den FDP-Kandidaten Jacques Bourgeois für seinen Freund in den Ständerat.

Seither beherrschen die beiden Vordenker das Schachbrett in allen grossen Auseinandersetzungen der Schweizer Politik. Bei den Sozialversicherungen setzen sie auf Mehreinnahmen statt auf Sparanstrengungen: Berset stoppte, zusammen mit der CVP, die Entschuldung der IV und legte mit «Altersvorsorge 2020» ein Konzept vor, das eine Gewichtsverlagerung von den Pensionskassen zur AHV vorsieht. In der Gesundheitspolitik drängt die SP weiter auf eine Einheitskrankenkasse, obwohl das Volk diese 2007 mit 70 Prozent Nein-Stimmen ablehnte: Berset hilft seiner Partei, die mit der Initiative den Wahlkampf von 2015 befeuern will, indem er den Bundesrat für einen Gegenvorschlag gewann, der zu einer Vereinheitlichung führen würde, und die Vernehmlassung zu diesem Projekt trotz Protest des Parlamentes gegen die Zeitschinderei durchzieht.

Und auch bei der Energiewende von CVP-Bundesrätin Doris Leuthard gibt die SP mit Maximalforderungen die Züge vor: Ihre Cleantech-Initiative, ein Jahr vor der Katastrophe in Fukushima lanciert, gilt zwar als nicht umsetzbar, weil sie verlangt, dass die Schweiz bis 2030 die Hälfte ihres gesamten Energiebedarfs mit erneuerbaren Energien deckt. Das Parlament legt die chancenlose Initiative jedoch nicht dem Volk vor, sondern lässt sich zu weitgehenden Zugeständnissen nötigen.

Vor allem aber nutzt Christian Levrat die – von der Linken behauptete und angestachelte – «Wut der Bevölkerung», um sein Spiel zu treiben. Schon vor der Abstimmung über die Initiative von Thomas Minder schrieb er den Erfolg des gutbürgerlichen Unternehmers der SP zu und gab die weiteren Züge vor: «Die Abzocker-Initiative ist nicht das Ende der Diskussion um unverschämte und überrissene Gehälter, sondern deren Anfang.»

Für eine «gerechtere Schweiz» sorgen sollen, wie der SP-Chef in seiner Botschaft zum 1. Mai betont: Maximalgehälter, Mindestlöhne, Gesamtarbeitsverträge, Rentenerhöhungen. Es sind die Projekte und auch die Diktion der Gewerkschafter – der ehemalige Funktionär Levrat schliesst seine Partei mit dem Gewerkschaftsbund kurz. Und er leistet sich als Absolvent des zweisprachigen Lizenziats an der Uni Freiburg, der auch auf Deutsch in Debatten besteht, vor der Kamera neben ein paar netten Grammatikschnitzern kaum zufällig einen verbalen Missgriff: Kein Mensch in der Deutschschweiz spricht von der «Mittelklasse». Der Sozialist, der «die marxistische Analyse für wirtschaftliche und soziale Belange hilfreich findet», führt die SP nach bald achtzig Jahren Friedensabkommen wieder in den Klassenkampf. Und niemand in der Partei des urbanen Mittelstandes hält noch dagegen.

Vor allem aber können ihm die Partner und Gegner in den anderen Bundesratsparteien nichts entgegensetzen. Wie in den 1990er



Vordenkerin der «Bobos»: Sommaruga.

Jahren, mit dem Duo Peter Bodenmann und André Daguët, gibt die SP wieder die Geometrie der Schweizer Politik vor: mit der ausgegrenzten SVP als Gegenpol und den schwankenden Parteien in der Mitte, die sich im Ernstfall fast immer nach links neigen – in die Mitte-links-Koalition, von der Berset und Levrat vor sechs Jahren träumten. Die Partei schafft das, weil sie wie vor zwanzig Jahren beim Denken und beim Machen, also in Strategie und Taktik, überlegen ist.

Lektion in Strategie

Wie es geht, führte Levrat den Gegnern gleich bei den beiden ersten Auftritten dieses Jahres vor (und sie damit). Die Lektion in Strategie gibt es Ende Januar: Nur zwei Wochen nachdem Avenir Suisse das Buch «Ideen für die Schweiz» veröffentlicht hat, legt die SP-Führung ein Gegenprogramm vor, um eine Debatte anzustossen, «wohin die politische Reise in der Schweiz gehen soll». Die überraschende Schlagzeile des *Blicks* passt perfekt ins Drehbuch: «Die SP lobt Avenir Suisse.» Denn Levrat ehrt bewusst die Arbeit des Think-Tanks um Gerhard Schwarz, der als NZZ-Wirtschaftschef und Mitautor des Weissbuchs von 1995 schon zu den Lieblingsgegnern von Peter Bodenmann zählte. Einerseits nutzt der SP-Präsident die Gelegenheit, um die wahre Konkurrenz zu schmähen: «Die rechten Parteien sind nicht mehr zu konstruktiven Debatten fähig. Sie reagieren nur noch auf die Aktualität oder beschimpfen das Ausland.» Und andererseits weiss Levrat auch, dass der liberale Think-Tank kaum noch liberale Parlamentarier findet, die seine «Ideen für die Schweiz» politisch umsetzen wollen – dass also eine Debatte nur der Linken nützt.



Gute alte Zeiten: Innenminister Berset, Levrat.

Die Lektion in Taktik zeigt Christian Levrat schon beim Dreikönigsbrunch der SP. In freier Rede kündigt er die Jahresagenda seiner Partei an und hakt Punkt für Punkt ab, bis hin zur Drohung, die SP werde die Erweiterung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien ablehnen, wenn die Politik nicht weitergehende Massnahmen gegen die Folgen der Einwanderung beschliesse, also Minimallohne festlege, Anfangsmieten beschränke oder günstige Wohnungen unterstütze. «Das ist keine Erpressung», beteuert der Erpresser in der *Tribune de Genève*. Er betreibt als gelernter Gewerkschafter einfach, was in der Spieltheorie Brinkman-

Dann packt er die Parteifahne und geht ab. Und eine Spieldose klimpert die «Internationale».

ship heisst: den Gegner an den (gemeinsamen) Abgrund führen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Bisher funktioniert das riskante Spiel: Niemand fragt, ob es sich die SP leisten kann, mit der EU zu brechen, oder warum ihr Präsident sich früher für die Ventilklausel aussprach und sie jetzt als «Valium für das Volk» verhöhnt. Sogar die Gegenspielerin Sommaruga betont beflissen, es brauche gegen die «unerwünschten Folgen» der Einwanderung Massnahmen gegen tiefe Löhne oder für günstigen Wohnraum.

So läuft der Match für den Schachspieler Levrat: Er drückt mit seiner wirkungsvollen Dame (in diesem Fall der Mann im Bundesrat), schützt seinen überlebenswichtigen König (die populäre Bundesrätin) und setzt bei den Offizieren vor allem auf Frauen, so gleich auf

vier Vizepräsidentinnen, darunter Jacqueline Fehr, die nach ihrer Nichtwahl ins Bundesratskollegium eifrig die Parteienkonfrontation schürt, und Géraldine Savary, seine Sitznachbarin im Ständerat, mit der er schon in Bulle Schultheater spielte. Aber er weiss nur zu gut, dass es letztlich auf die Zahl der Bauern ankommt. Und damit hat er wie seine Vorgänger immer noch ein Problem.

«Freundinnen und Freunde, die grossen politischen Auseinandersetzungen sind lanciert», sagt Levrat in seiner 1.-Mai-Botschaft. «In den nächsten Monaten wird sich entscheiden, wie sie ausgehen.» Wie man das Volk gewinnt, weiss der Chef aus dem Greyerzerland, wo er immer noch im Dorf seiner Kindheit wohnt, unter Kumpeln an den Stammtischen sitzt und auch für Bauern oder Gewerbler kämpft: Keine Kantonalpartei hat in den letzten Jahren so zugelegt wie die SP Freiburg. Der Vater von drei Schulkindern, die vorwiegend seine Frau betreut, will sein Erfolgsrezept mit unermüdlichem Einsatz im ganzen Land verbreiten. Als Wanderprediger, «der eine Mehrzweckhalle zum Beben bringen kann», wie es ein Weggefährte ausdrückt, fährt er immer noch von Sektion zu Sektion, um die Leute auf die Strasse zu schicken. Und als Seiltänzer über den Röstigraben kommt er inzwischen in der Deutschschweiz, die ganz anders tickt, ebenso gut an wie in der Romandie.

«Unsere Mobilisierung und unser Engagement werden darüber entscheiden, ob wir unsere Anliegen durchsetzen können», sagt der Chef im Video zum 1. Mai. «Ich zähle auf jede und jeden unter euch.» Dann packt er die Parteifahne und geht ab. Und eine Spieldose klimpert die «Internationale»: «Auf zum letzten Gefecht!» ○

Ideologe mit schrägen Ansichten

Ein staatlich subventioniertes Theater setzt eine private Zeitung auf die Anklagebank. Und das gebührenfinanzierte Fernsehen überträgt den 14-Stunden-Prozess gegen die *Weltwoche* in voller Länge. Protokoll eines ebenso eigenartigen wie faszinierenden Spektakels. *Von Rico Bandle*

Selbst Pressekonferenzen des Bundesrats generieren nicht eine solche Aufmerksamkeit. Fünf Kameras hatte das Schweizer Fernsehen im Theater Neumarkt platziert; zwei Sondersendungen über die «Zürcher Prozesse» waren auf SRF 1 angesetzt, im Internet übertrug der Sender die Verhandlung gar live. Schon vor Beginn der Veranstaltung waren auf Srf.ch mehrere Text- und Radiobeiträge zu der Theateraktion abrufbar, die Fixierung auf dieses Theaterereignis schien beinahe obsessiv. Und auch andere Medien sind aufgesprungen: Rund dreissig Journalisten haben sich für den Prozess akkreditiert.

Auf der Anklagebank dieser fiktiven und daher juristisch folgenlosen Verhandlung: Die *Weltwoche*. Gemäss Anklage soll sie sich der Verletzung von Art. 258 des Strafgesetzbuches (Schreckung der Bevölkerung), von Art. 261 (Rassendiskriminierung) und von Art. 275 (Gefährdung der verfassungsmässigen Ordnung) schuldig gemacht haben.

Sosehr die Idee, eine Zeitung vor Gericht zu bringen, totalitäre Züge in sich birgt: Regisseur Milo Rau, der Urheber dieses Spektakels, erwies sich als Meister im Marketing und herausragender Netzwerker. Nicht nur hatte er ein Thema gewählt, das maximale Aufmerksamkeit generierte, auch hatte er eine beeindruckende Anzahl hochkarätiger Teilnehmer für den Prozess gewinnen können. Schon am ersten Tag ging ein rhetorischer Furor durch den ausverkauften Saal. Medienprofessor Kurt Imhof geisselte die *Weltwoche* in theatralischer Hochmütigkeit als «diskreditierend», «diffamierend», «diskriminierend» und «klar anti-liberal». Dass er in der Folge von Verteidiger Valentin Landmann als Robespierre bezeichnet wurde, nahm er mit Stolz entgegen.

Rhetorisch überboten wurde Imhof vom deutschen TV-Moderator Michel Friedman. Wie ein US-Fernsehprediger sprach er brillant und hingebungsvoll über das Verbrechen, Gewalt zu predigen, und die *Weltwoche*, die sich verantworten solle, «wenn sie Grenzen überschreitet, die mit Humanismus nichts mehr zu tun haben». Seine Rede wurde von vielen Besuchern als Höhepunkt des Prozesses genannt. Tatsächlich kann man seinem Plädoyer für die Menschlichkeit nur zustimmen. Bloss: Was hatte das mit der *Weltwoche* zu tun? Zweifel, ob er die Zeitung überhaupt kennt, die er mit aller Vehemenz anprangerte, waren angebracht – obschon er anschliessend im Foyer mehrmals betonte, dass er tatsächlich zu den *Weltwoche*-Lesern gehöre.

Die Stärke des Gerichtformates liegt darin, dass man gezwungen ist, einander zuzuhören. Die gestrenge Richterin Anne Rüffer, im realen Leben Verlegerin, sorgte mit ihrem Holzhammer dafür, dass die Akteure ausreden konnten. Die durchdachte Dramaturgie und die exzellente Auswahl der Redner ermöglichten eine Debatte von einem Niveau, das man in einer TV-«Arena» vergeblich sucht.

«Lüge, Manipulation und Irreführung»

Zu den interessantesten Experten im Verhör gehörte der ägyptische Schriftsteller Hamed Abdel-Samad. Er betonte, dass «die Freiheit nicht dort enden kann, wo Gefühle anderer beginnen». Die Islamwissenschaftlerin Amira Hafner Al-Jabaji hingegen fand es unzulässig, eine Minderheit von extremen Muslimen pauschal als «die Muslime» zu bezeichnen, wie das die *Weltwoche* mache. Hochemotional war auch das Rencontre des Präsidenten der Sozialhilfekonferenz, Walter Schmid, mit *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur und seiner Whistleblowerin Margrit Zopfi. Nicht, dass die *Weltwoche* Kritik anbringe, sei das Problem, sondern, wie, sagte Schmid in ungewohnter Kampfeslaune.

Je länger der Prozess dauerte, je stärker die Müdigkeit sich ausbreitete, desto ausgeprägter kam die Gesinnung des Publikums zum Vorschein. Wurde anfangs aufmerksam zugehört, ging mit

der Zeit bei *Weltwoche*-freundlichen Voten immer häufiger ein empörtes Raunen durchs Publikum. Klägeranwalt Marc Spescha versuchte die Geschworenen mit Brachialrhetorik («Tyrannei der Mehrheit», «Lügen», «Volksdiktatur», «Hetze» etc.) zu überzeugen, was irgendwie nicht zu dem feinsinnigen Mann passen wollte. Auf der anderen Seite war SVP-Kantonsrat Claudio Zanetti für die harschere Wortwahl verantwortlich, er wirkte zuweilen wie ein Anwalt in einer US-Gerichtsshow; ein cleverer Typ, allerdings mit der Tendenz, jedes Votum zu überdrehen.

Das Geschäftsmodell der *Weltwoche* sei «Lüge, Manipulation und Irreführung», sagte Spescha in seinem Abschlussplädoyer. Landmann konterte, mit all den unbewiesenen Anschuldigungen mache der Ankläger genau das, was er der *Weltwoche* vorwerfe – und überzeugte damit die Geschworenen. Die grosse Enttäuschung bei vielen Zuschauern und Akteuren über den bedeutungslosen Freispruch zeigte, welche Kraft und welche Emotionen eine solche Spielanlage hervorzurufen vermag. Vielleicht ist das die grösste Einsicht jenes Wochenendes.

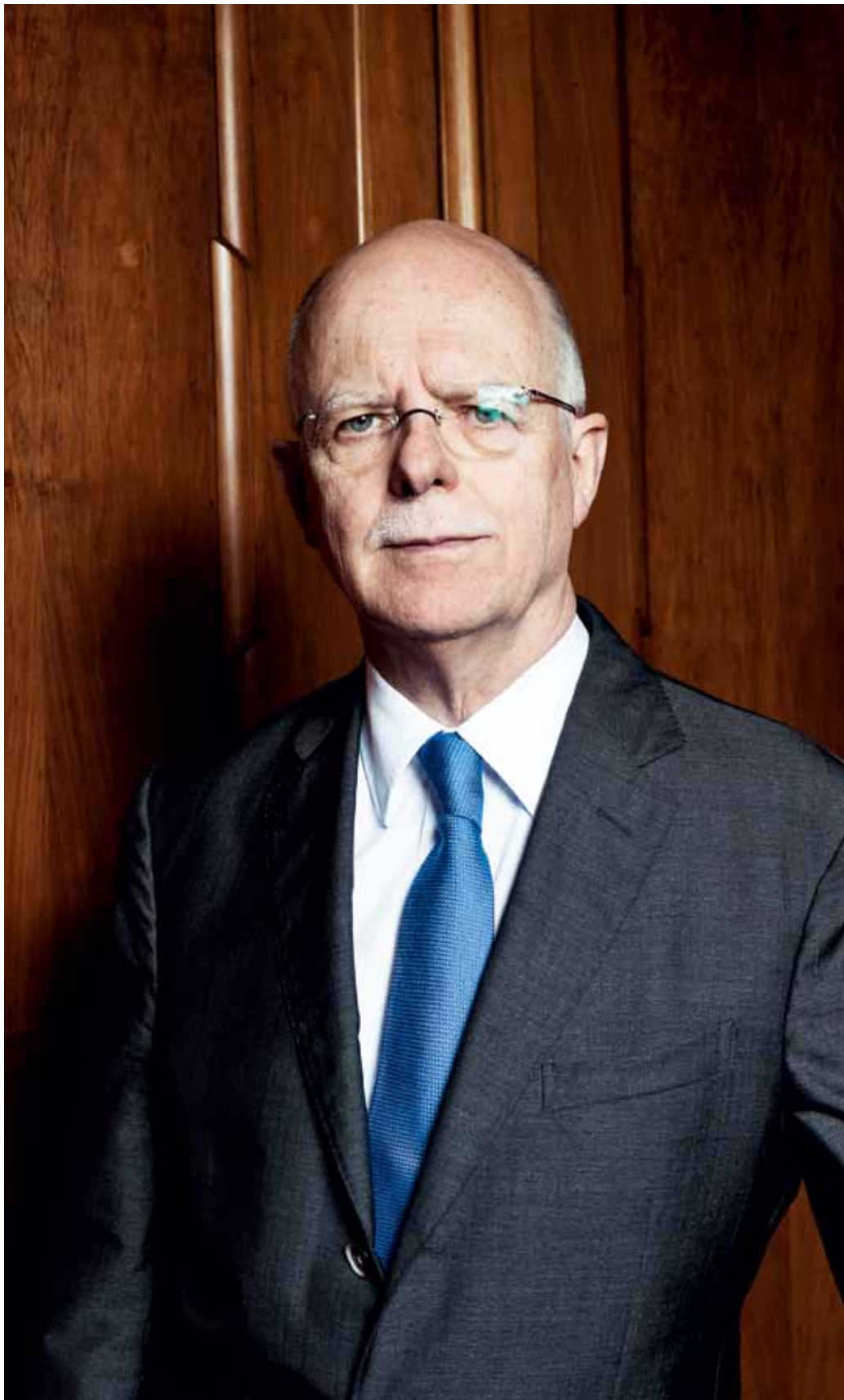
Und sonst? Wie begrenzt die Wirkung ist, zeigte sich wenige Stunden nach dem Urteil: Das Schweizer Fernsehen bezeichnete den *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel in der Prozess-Zusammenfassung bereits wieder als «Ideologen» mit «schrägen Ansichten». ○



Hochemotional: «Zürcher Prozesse» im Theater Neumarkt.

«Die EU erlebt fünf Krisen»

Der Finanzunternehmer und Bankenprofessor Martin Janssen hält eine Verschärfung der Misere in der EU für wahrscheinlich. Was bedeutet dies für den Finanzplatz Schweiz, unsere Renten und die Kursuntergrenze der Schweizerischen Nationalbank? *Von Florian Schwab und Fabian Häfeli (Bilder)*



«Das Bankgeheimnis für inländische Kunden zu Ende geht, glaube ich nicht»: Finanzexperte Janssen.

Herr Janssen, wenn man die Medienberichterstattung ansieht, dann wirken Sie wie der letzte Mohikaner. Sie werden immer dann aufgeboten, wenn noch jemand das Bankgeheimnis verteidigen soll.

Der Eindruck ist falsch. SVP, FDP und CVP wollen das Bankgeheimnis in der Verfassung verankern. Der Schutz des Bürgers vor dem Staat hat auch in der Bevölkerung grossen Rückhalt.

Warum geht es trotzdem langsam, aber sicher mit dem Bankgeheimnis zu Ende?

Das Bankgeheimnis für ausländische Kunden ist vor allem unter Druck, weil andere Länder versuchen, ihre Budgets mit neuen Steuerquellen zu entlasten. Die Schweiz wird drangsaliert, um sie zum Eintreiben ausländischer Steuern zu bewegen. Verantwortlich ist aber auch das Strategievakuum der Schweiz. Wir wissen nicht, was wir wollen und wo wir die Verteidigungslinien setzen müssen. Dass das Bankgeheimnis für inländische Kunden zu Ende geht, glaube ich nicht.

Die Schweiz hat sich früher gegenüber dem Ausland auf die Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug berufen.

Diese Unterscheidung hat sich in der Schweiz bewährt, und jedes Land hat das Recht, sein eigenes Recht zu setzen. Wenn Deutschland Steuerhinterziehung gleich bestraft wie Totschlag und die Schweiz Ersteres mit Bussen und Strafsteuern, Letzteres mit Gefängnis belegt, ist das zu akzeptieren. Die Frage ist letztlich, wie sich ein Staat organisiert und ob diese Regelungen funktionieren. Wenn man liest, dass Steuerhinterziehung in Deutschland etwa doppelt so häufig ist wie in der Schweiz, gibt es natürlich Fragen. Ich kann im Übrigen gut damit leben, dass die Schweiz auch bei Steuerhinterziehung Amtshilfe leistet. Das ist nicht der Kern des Problems.

Sondern?

Es gibt einen Konflikt der Rechtsordnungen. Die Schweiz hebt ihre eigene Rechtsordnung teilweise aus, um mit dem Ausland keine Diskussionen zu haben. Der ausländische Kunde soll der Bank bestätigen, dass sein Geld im Ausland versteuert ist. Ich halte diese Forderung für unhaltbar, weil man das oft nicht wissen kann. Und die Schweiz will ihre Banken zwingen, ausländische Staaten bei der Steuereintreibung zu unterstützen. Wer entscheidet, welche Staaten

heute und morgen unterstützt werden? Nordkorea oder der Iran? Afrikanische oder asiatische Diktaturen? China? Und was, wenn in Europa der Totalitarismus zurückkehren sollte? Man kann nicht im Ernst meinen, dass man Informationen von Bürgern, die aus solchen Staaten kommen und bei uns Schutz von Leib und Leben suchen, automatisch austauscht. Und die Schweizer Regierung wird sich kaum getrauen, im Krisenfall einzelne Staaten aus der Liste unterstützter Staaten zu streichen.

Im Jahr 2009 haben Sie gesagt, das Bankgeheimnis sei für den Erfolg der Schweizer Finanzindustrie sekundär.

Der Erfolg im Anlagegeschäft beruht auf verschiedenen Faktoren: auf der Qualität der Dienstleistungen, der internationalen Orientierung der Kundenberater, der Schönheit des Landes und nicht zuletzt der Rechtssicherheit. Steuern konnte man in der Vergangenheit fast überall hinterziehen; gerade auch in Deutschland, den USA und Grossbritannien.

Die Rechtssicherheit ist auch angekratzt. Die UBS hat mit dem Segen des Bundesrates Bankkundendaten an die USA geliefert, und es werden Daten-CDs an ausländische Behörden verkauft.

Ja, leider. Ich hoffe, dass das nicht mehr vorkommt und dass die Wirkung nicht lange anhält. Historisch betrachtet, ist die Schweiz immer noch vergleichsweise sicher. Überlegen Sie, was vor nicht allzu langer Zeit in Europa an Enteignungen vorgekommen ist. Mit diesen Erfahrungen im Hintergrund erstaunt mich übrigens das grenzenlose Vertrauen, das die Bürger in ihre Staaten haben. Es ist naiv, zu meinen, dass so etwas nie mehr passieren kann.

Sie gehören gemeinsam mit Christoph Ammann (ehemals Bank Sarasin), Konrad Hummler und Alfredo Gysi von der BSI zu den geistigen Vätern der Abgeltungssteuer.

In meinem Fall ist das übertrieben, das Konzept gibt es schon länger. Christoph Ammann, Konrad Hummler und ich haben 2010 lediglich einen konkreten Vorschlag ausgearbeitet, der in den Entwurf für die Abgeltungssteuer eingeflossen ist.

Heute spricht kaum noch jemand von der Abgeltungssteuer. Man hört nur noch vom «automatischen Informationsaustausch».

Die Idee der Abgeltungssteuer ist weiterhin gut, für die Vergangenheit gibt es keine Alternative dazu. Die Diskussionen vor allem in Deutschland zeigen aber, dass es im Wahlkampf nicht in erster Linie um Steuereinnahmen geht. Nehmen Sie den Fall Hoeness. Es ist noch nicht einmal Anklage erhoben worden, und schon wird der

Name eines potenziellen Steuerhinterziehers in die Öffentlichkeit gezerrt. Gesellschaftliche Exponenten, die erfolgreich sind, sollen angeprangert und ausgegrenzt werden.

Was halten Sie vom geplanten Verbot von Bar-Transaktionen über 100 000 Franken?

Es sollen möglichst alle Käufe und Verkäufe dokumentiert werden. Der Bürger wird unter Generalverdacht gestellt. Er wird schon heute mit Videokameras, Radargeräten, Kreditkarten und Banktransaktionen auf Schritt und Tritt verfolgt. Das sind für mich alles nicht Zeichen eines liberalen Rechtsstaates, das riecht für mich nach DDR. Heute spricht man von 100 000, morgen von 1000 Franken, wie in Europa teilweise bereits üblich. Gegen solche Entwicklungen muss man sich zur Wehr setzen.

**SPARE-RIBS
STATT
SPARMASSNAHMEN.**

Männer, zurück an den Grill.

Bell
BARBECUE

Sparmassnahmen? Nicht bei dir auf dem Grill! Denn dort brutzelt für jeden etwas Saftiges. Beraten wirst du dabei von unserer Grill-App mit dem täglich überraschenden Grillkalender und super Gewinnen. Hol sie dir: www.bellbarbecue.ch

Zur Wettbewerbsfähigkeit des Finanzplatzes: Die neuen Zahlen stimmen optimistisch, und die Grossbanken vermelden wieder Gewinne.

Das ist ein schwieriges Thema. Im Markt für Bankdienstleistungen fällt auf, dass wichtige Marktteilnehmer, die Grossbanken, Postfinance und die Kantonalbanken, weiterhin implizite oder explizite Staatsgarantien haben. Eine Konsequenz ist, dass sich diese Institute billiger verschulden können. Rechnet man mit einem Zinsabschlag von 0,3 Prozent pro Jahr, macht das allein bei den Grossbanken mehrere Milliarden Franken pro Jahr aus. Das relativiert die Gewinnausweise aller dieser Institute etwas. Es stellt sich die Frage, warum die Schweiz diesen Markt so organisiert. Warum gibt es so wenig Wettbewerb und Transparenz, warum ist der Einfluss des Staates so dominant, warum nimmt die Schweiz so viele Risiken auf sich, die nicht

entschädigt werden, warum soll der Schweizer Steuerzahler für grosse Banken garantieren, die zum grossen Teil in ausländischem Besitze sind? Angesichts der zunehmenden Unsicherheit in Europa müssen wir solche Fragen diskutieren. Heute, nicht erst morgen. **Moment – es gab die *too big to fail*-Vorlage, welche das Problem entschärfen sollte.**

Studiert man die verfügbaren Unterlagen, sind die Fortschritte offensichtlich: Die Bilanzen der grossen Banken sind seit der Krise kleiner geworden, es gibt Pläne, wie Fremdkapital im Krisenfall abgeschrieben oder in Eigenkapital umgewandelt wird. Die Schweizer Grossbanken stehen in dieser Entwicklung mustergültig da. Und trotzdem komme ich zum Schluss, dass der Bund bei der nächsten grossen Bankenkrise keine Alternative hat, als wiederum den Steuerzahler zur Kasse zu bitten. Das weiss auch der Markt.

Wie kann die Finanzmarktaufsicht (Finma) zum Wohlergehen des Finanzplatzes beitragen?

Gemäss Gesetz muss die Finma Gläubiger, Anleger und Versicherte schützen und zur Funktionsfähigkeit der Märkte beitragen. Ziel ist das Ansehen und die Wettbewerbsfähigkeit des Finanzplatzes Schweiz. Ich würde eine leicht andere Perspektive vorziehen: Die Schutzfunktionen sind nur insoweit wahrzunehmen, als die Wettbewerbsfähigkeit nicht beeinträchtigt wird. In der Praxis geht es darum, zwischen den Zielen der Wettbewerbsfähigkeit und den Schutzfunktionen einen optimalen Ausgleich zu suchen. Im Zweifelsfall bin ich angesichts der Mündigkeit des Kunden für das Primat der Wettbewerbsfähigkeit.

Das von der Finanzministerin vorgeschlagene Finanzdienstleistungsgesetz geht eher in die zweite Richtung.

Ja, in diesem Gesetz wird eine andere Haltung vertreten. Wenn das so umgesetzt wird, geht der Schuss nach hinten los.

Wieso?

Die Umsetzung der Bestimmungen wird eine kleinere Bank mehrere hundert Franken pro Kunde und Jahr kosten. 500 Franken pro Jahr sind ein Prozent eines Anlagebetrages von 50 000 Franken. Da man für die Vermögensverwaltung kaum mehr als ein Prozent verlangen kann und die Märkte auch nicht mehr hergeben, können Banken kleine Kunden, die gemäss Vorstellungen des Finanzdepartements zu schützen sind, gar nicht mehr beraten. Intelligenter wäre es, im Anlagegeschäft für mehr Wettbewerb und Transparenz zu sorgen.

Beruflich befassen Sie sich intensiv mit der beruflichen Vorsorge (zweite Säule), wo fast jeder Schweizer grössere Beträge angespart hat.

Ja, ich beschäftige mich seit mehr als dreissig Jahren mit diesen Fragen. >>>



«Wenn meine Gedanken absurd sind, kann man sie ja einfach vom Tisch fegen.»

Sie gehören zu den alarmistischen Stimmen. Immer wieder warnen Sie vor zukünftigen Problemen. Bis jetzt hat doch noch jeder seine Pensionskassenrente bekommen.

Das ist jetzt wirklich ein schlechtes Argument! Es ist, wie wenn man mit dem Auto auf eine Wand zurast und meint, dass es schon gut herauskommen werde, weil man noch nicht aufgeschlagen hat.

Worin genau besteht diese Mauer?

1985, als das Obligatorium der beruflichen Vorsorge eingeführt wurde, wandelte man ein Alterskapital von 100 000 Franken im

Zeitpunkt der Pensionierung in eine jährliche Rente von 7200 Franken um. Gemessen an der damaligen Lebenserwartung zum Zeitpunkt der Pensionierung sowie am Zins für sichere Anlagen, war dieser Umwandlungssatz angemessen.

Damals war also noch keine Mauer in Sichtweite?

Nein!

Was ist seither passiert?

Seither hat die Lebenserwartung der Männer zum Zeitpunkt der Pensionierung um vier Jahre, jene der Frauen um drei Jahre zugenommen. Zur Kompensation hätte man

den Umwandlungssatz jedes Jahr um 0,05 Prozent pro Jahr reduzieren müssen. Und wegen der tieferen Zinsen hätte dieser Satz ab 1996 um weitere 0,1 Prozent pro Jahr sinken müssen. Der korrekte Umwandlungssatz für sichere Altersrenten, ohne Berücksichtigung der Renten für Witwen und Waisen, müsste heute bei etwa 4,5 Prozent pro Jahr liegen. Werden höhere Renten gesprochen, muss das entsprechende Kapital den Erwerbstätigen weggenommen werden. Die Mauer ist also sichtbar, und die Fahrgeschwindigkeit ist sehr hoch.

Warum hat die Politik das nicht schon längst korrigiert?

Bei der zweiten Säule herrscht erstens wenig Transparenz. Pensionskassen dürfen so tun, als ob sichere Renten mit Zinsen von drei oder vier Prozent pro Jahr produziert werden könnten. Faktisch beträgt der Zins, abzüglich Verwaltungskosten, aber weniger als ein Prozent. Die Verpflichtungen erscheinen deshalb viel zu tief, der Deckungsgrad um zehn oder gar zwanzig Prozentpunkte zu hoch. Berücksichtigt man die notwendigen Schwankungsreserven für risikobehaftete Anlagen, fehlen den gutfinanzierten Kassen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – zwanzig bis dreissig Prozent, den schlechtfinanzierten fünfzig Prozent des Kapitals oder mehr.

Und die zweite Ursache?

Die zweite Ursache hat mit dem demokratischen System zu tun. Die Rentner und die älteren Erwerbstätigen haben kein Interesse, dass ihre heutigen oder zukünftigen Renten gekürzt werden. Wenn die Stimmbeteiligung bei dieser Bevölkerungsgruppe hoch bleibt, kann man den Umwandlungssatz in einer Volksabstimmung kaum senken.

Das Volk hat eine Senkung des Umwandlungssatzes von 6,8 auf 6,4 Prozent abgelehnt.

Ja. Ich hatte mich für die Vorlage eingesetzt. Heute bin ich froh, dass sie nicht durchgekommen ist.

Sie haben doch gerade gesagt, der Umwandlungssatz sei zu hoch!

Ja, aber er wäre mit 6,4 Prozent immer noch weit von einem korrekten Umwandlungssatz entfernt. Wäre die Vorlage durchgekommen, dann hätten jetzt viele das Gefühl, das Problem sei gelöst. Dem ist nicht so. Über den korrekten Umwandlungssatz sollte man ebenso wenig abstimmen können wie über die Fallgeschwindigkeit oder den Siedepunkt des Wassers.

Wie stark sind die Schweizer Pensionskassen der Euro-Krise ausgesetzt?

Viele Pensionskassen haben ihre Portfolios in den vergangenen Jahren umgeschichtet: teilweise weg von europäischen Staatsanleihen und europäischen Aktien, hin zu mehr Unternehmensobligationen und Emerging

Markets. Wir werden trotzdem alle vom Niedergang des Euro betroffen sein.

Der Finanzmarkt ist bezüglich der Perspektiven des Euro wieder zuversichtlicher als vor einem halben Jahr.

Ich bin da kritisch. Die EU hat nicht einfach eine Finanzkrise; die EU erlebt fünf Krisen: die Budgetkrise und die Strukturkrise, die Euro-Krise, die Bankenkrise und die Rechtskrise. Die Geldschwemme der Europäischen Zentralbank hat der Realwirtschaft und der Politik zwei, drei Jahre Zeit geschenkt, um unerlässliche Reformen in Gang zu setzen. Leider ist bislang wenig passiert. Es ist offen, wie die EU aus dieser Krise kommt.

Was bedeutet das für die Kursuntergrenze?

Die Schweizerische Nationalbank hat die Kursuntergrenze von Fr. 1.20 pro Euro in einer kritischen Situation festgelegt. In der Bilanz der SNB türmen sich heute vor allem deswegen Fremdwährungen in der Höhe von etwa einem Viertel des schweizerischen Volksvermögens auf. Dafür hat sie Schweizer Franken abgegeben, mit denen das Ausland in der Schweiz Güter, Land und Häuser einkaufen kann.

Was müsste die SNB jetzt tun?

Man kann zwei Hypothesen formulieren: Die eine geht davon aus, dass der Schwei-

ren beträchtlich. Billigt man diesem Szenario eine Wahrscheinlichkeit zu, müsste die SNB die Untergrenze heute schon schrittweise aufgeben. Man könnte diese täglich um Fr. 0.0001 pro Euro reduzieren. In einem Jahr wären wir dann bei Fr. 1.1636, in zwei bei 1.1272. Das würde den künftigen Ausstieg wesentlich vereinfachen.

Solche Gedankenspiele sind bei der Exportindustrie alles andere als beliebt.

Ich weiss. Aber schon mittelfristig wird sich die Exportindustrie wieder an freie Wechselkurse anpassen müssen. Die Exportindustrie ist insgesamt auch kräftig genug, eine weitere Abwertung des Euro zu verkraften, wenn das nicht allzu schnell passiert. Man muss vor allem vermeiden, dass sich die Exportindustrie wegen staatlicher Massnahmen in einer falschen Sicherheit wiegt, die dann vielleicht in kürzester Zeit über den Haufen geworfen wird.

Kritik an der Kursuntergrenze und an der SNB steht nicht hoch im Kurs. Trotzdem wagen Sie sie.

Ich erachte es als meine staatsbürgerliche Pflicht, mich als Professor, der sich mit solchen Fragen auseinandersetzt, in dieser Diskussion zu engagieren. Wenn meine Gedanken absurd sind, kann man sie ja einfach vom Tisch fegen. Sind sie nicht absurd, lohnt es sich, darüber nachzudenken und für die

schon früh mit Datenkonzepten befasst und eine Standardisierung von Finanzinformationen vorgeschlagen, die sich bei vielen Finanzdienstleistern weltweit durchgesetzt hat. Parallel dazu haben wir uns auch mit der Definition von Aktien- und Obligationenindizes beschäftigt. Unsere Firma wurde dann von der Schweizer Börse beauftragt, die heute noch verwendeten Aktien- und Obligationenindizes wie den SMI zu entwickeln und zu betreiben.

Wie ging es weiter?

In den 1990er Jahren ist die Firma ziemlich stark gewachsen. Wir sind seit 1991 in der Beratung grosser Pensionskassen tätig, wir entwickeln Software für Banken und andere Finanzdienstleister, wir produzieren Finanzinformationen, wir bieten Pensionskassenlösungen für kleine und mittelgrosse Unternehmungen sowie Anlagelösungen für Stiftungen und grössere private Kunden an. Heute ist die Entwicklung von Software für die Anlageberatung unser wichtigstes Standbein.

Sie sind einer der bekanntesten Bankenexperten in der Schweiz. Suchen Sie gezielt die Öffentlichkeit?

Nein. Anfänglich habe ich mich geweigert, überhaupt Fragen der Medien zu beantworten oder gar Interviews zu geben. Vor vielen Jahren hat mich dann der Rektor der Uni ge-



Investitionen, bei denen Sie nur eines verlieren können. Ihr Herz.

made by Gübelin.

GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

zer Franken nur vorübergehend zu stark geworden ist, dass sich der Euro wieder aufwertet und dass die SNB die Fremdwährungen in den nächsten Jahren mit Gewinn verkaufen kann. Die zweite unterstellt, dass der Schweizer Franken weiter an Stärke zulegen wird. Die SNB müsste in diesem zweiten Szenario entweder eine Aufwertung des Frankens in Kauf nehmen oder den Devisenbestand weiter erhöhen.

Was bedeutet das konkret?

Realisiert sich das erste Szenario, können wir dankbar sein, dass alles gut herausgekommen ist. In Politik, Militär und Wirtschaft muss man sich aber immer auch mit dem gefährlichsten Fall auseinandersetzen. Das wären eine rasche Rückkehr zu flexiblen Wechselkursen und rasche Anpassungen der Exportindustrie an neue Wechselkursverhältnisse. Die Kosten in Form von Arbeitslosigkeit und anderer Probleme wä-

Schweiz eine Strategie zu finden, mit der man auch die grössten Risiken erträglich gestaltet. Ich nehme im Übrigen an, dass solche Gedanken auch bei der SNB diskutiert werden.

Zu wie viel Prozent sind Sie eigentlich Universitätsprofessor und zu wie viel Prozent Finanzunternehmer?

Etwa 25 Prozent gehören der Uni. Der Rest ist meiner Unternehmung gewidmet, wobei die Tage manchmal sehr lange sind.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, ein Unternehmen zu gründen? Wo sahen Sie eine Marktlücke?

Ich wollte Mitte der 1980er Jahre neben meiner Teilzeitanstellung an der Uni Vermögensverwalter werden, weil ich glaubte, dass man vieles besser machen könnte. Ich musste dann aber feststellen, dass die verfügbaren Daten nicht genügend gut waren und dass es keine Konzepte dafür gab, was man hätte verbessern können. Wir haben uns deshalb

beten, den Medien nicht immer auszuweichen. Ich habe dann vor etwa zehn Jahren zwei Medienseminare der Uni besucht, welche für Professoren angeboten werden.

Wäre es für Ihr Unternehmen nicht besser, wenn Sie im Schatten geblieben wären?

Ich vertrete meine Meinung als Privatperson und als Professor, nicht als Unternehmer. Unsere Kunden sind sehr wohl in der Lage, die Qualität unserer Softwareprodukte und unserer Dienstleistungen zu beurteilen und diese nicht mit meiner Meinung gleichzusetzen. Letztlich widerspiegeln unsere Produkte und Dienstleistungen aber auch unsere Beurteilungen der Umwelt. Wenn man keine eigene Meinung hat, schafft man es kaum, ein langfristig erfolgreiches Produkt zu entwickeln.

Martin Janssen ist Professor für Finanzmarktökonomie am Institut für Banking und Finance der Universität Zürich sowie Leiter der Ecofin-Gruppe.



Gewollt prunklose Amtseinführung: König Willem-Alexander der Niederlande und Prinzessin Maxima.

Die Zeit der Könige ist vorüber

Es endet in Europa die Ära der Monarchen. Um es mit Nietzsche zu sagen: Unsere modernen Völker verdienen keine Könige mehr. *Von Alexander von Schönburg*

Die Niederlande, das hat der Thronwechsel in Amsterdam noch einmal deutlich gemacht, taugen nicht als Eichmass, um den Zustand der Monarchien in Europa zu beurteilen. Zu ungenau sind die Verrenkungen, die notwendig sind, um die dort miteinander konkurrierenden republikanischen und monarchistischen Traditionen zu vereinen. Was wir in Amsterdam erlebt haben, war ja ausdrücklich keine Krönung, sondern eine gewollt prunklose Amtseinführung.

Das Haus Oranien-Nassau sichert sich seine Stellung seit Jahrhunderten durch betonte Bürgerlichkeit – der Umstand, dass der neue König auf die Anrede «Majestät» keinen Wert legt («Ich bin kein Protokoll-Fetischist», sagt er), ist also nicht weiter bemerkenswert. Genauso wenig wie der Umstand, dass der Königsmantel, das einzig sichtbare Symbol der Königswürde, das Willem-Alexander tragen durfte, aus dem Fundus der Familie Brennink-

meyer, also quasi von C & A, stammt, woran die NZZ am Tag des *troonswisseling* erinnerte.

Der Goldstandard: Die Queen

Die Niederländer sind nicht der Masstab. Als Beatrix 1980 ihr Amt antrat, löste sie damit eine Königin ab, der das Protokoll vollkommen fremd war und die in den fünfziger Jahren eine Staatskrise verursacht hatte, weil sie einer Geistheilerin hörig war und mit einem Mann verheiratet war, der mit Frauengeschichten, unehelichen Kindern, Bestechungsskandalen (und durch seine Nazi-Vergangenheit) mehr Fama angesammelt hatte, als die heutigen Royals Spaniens und Schwedens addiert. 1980, zu Beatrix' Amtsantritt, war eine andere Königin bereits seit 28 Jahren eine Garantin für Kontinuität und völlig bar jeglicher Skandale: Elisabeth II. aus dem Hause Hannover beziehungsweise Sachsen-Coburg, beziehungsweise Windsor, kurz gesagt: die Queen.

Sie war schon damals der Goldstandard des monarchischen Gedankens in der westlichen Zivilisation. Sie – aber vor allem ihr Erbe und ihre Erben – gilt es zu begutachten, wenn man sich ein Urteil über Zustand und Zukunft des Königtums machen will. Eine Zukunft, die angesichts der nun antretenden Monarchengeneration alles andere als gewiss ist. Die Queen, nennen wir sie der Einfachheit halber hier tatsächlich mit ihrem in der Populärkultur etablierten Kurznamen, müsste den an das Gottesgnadentum mahnenden Wahlspruch «Dieu et mon droit» in ihrem Wappen streng genommen in «Après moi le déluge» ändern. Sie ist, darüber machen sie und ihr Mann sich wohl keine Illusionen mehr, die letzte ihrer Art. Denn was sich in den europäischen Monarchien – und auch in ihrem eigenen Haus – in punkto Verbürgerlichung beziehungsweise Proletarisierung tut, ist von historischer Tragweite.

Wenn der spanische Thronfolger und seine Frau Letizia (Vater Fernsehtechniker, Mutter Krankenschwester) Interviews geben, endet jeder zweite Satz mit «como todo el mundo», also mit der gebetsmühlenartigen Beteuerung, dass bei ihnen alles genauso ist, «wie bei allen anderen Leuten» auch. Dänemarks Kronprinzessin Mary liess sich in einem von ihren PR-Beratern orchestrierten Akt beim Raustragen des Hausmülls vor dem Königspalast fotografieren, und Grossbritanniens Prinz Harry kultiviert das Image des stinknormalen *lager lout* – des saufenden, rüpelhaften Proleten – inzwischen derart gekonnt, dass er dadurch den Status des beim Volk beliebtesten britischen Königssprosses erreicht hat. Sein älterer Bruder William hat ein gesitteteres Gemüt, aber auch er gibt sich allein schon durch das Mittelklasse-Englisch, das er spricht, äusserst Mühe, «normal» und möglichst nicht abgehoben zu wirken. Seine Frau (Mutter Stewardess) hilft ihm dabei tatkräftig.



Image des rüpelhaften Proleten: Prinz Harry.

schuhen, nur ihre Pferde tätschelt sie ohne diese. Wenige Jahre nach ihrer Krönung, 1957, wurde ein englischer Aristokrat, Lord Altrincham, quasi über Nacht eine nationale Zelebrität, weil er seine Königin auf ungewöhnlich scharfe Weise attackierte. Sie sei abgehoben, umgeben nur von Hofschranzen in Tweedjacken; sie halte mit piepsender Stimme inhaltslose Reden und solle sich irgendwann dazu durchringen, ihre eigenen Worte zu finden – und zwar solche, die die Menschen aufmerksam machen würden, ansonsten könnte man sie mittelfristig auch durch eine Puppe ersetzen lassen.

Autoritäten biedern sich nicht an

Was Lord Altrincham damals als Schwäche geisselte, stellt sich heute als der Queen eigentliche Stärke heraus: die Weigerung, auf die Hysterie und die Sentimentalität ihres Zeitalters mit Anbiederung und Assimilation zu reagieren. Es gibt von ihr, und das ist in einer Zeit der facebookenden, twitternden und auf allen Kanälen plappernden Quasi-autoritäten einmalig, keine zu Herzen gehenden und um Sympathie heischenden öffentlichen Reden. Ebenso wenig gibt es Einlassungen, die Rückschlüsse über ihre Sicht auf die Welt zulassen.

Doch, eine! Am 24. November 1992 hielt die Queen in Londons Guildhall jene «Annus horribilis»-Rede, die, nicht zuletzt weil sie mit einer von einer Erkältung gezeichneten Stimme vorgetragen wurde, von beklemmender Eindringlichkeit war. Mit keinem Wort erwähnte sie die Scheidung ihrer Tochter Anne, das Scheitern der Ehe ihres Sohnes Andrew und das sich abzeichnende Ende der Ehe ihres Thronfolgers, sie sprach stattdessen über das Feuer, das eine Woche zuvor in Windsor Castle, ihrem Zuhause, gewütet hatte, und dass dies ein Jahr sei, auf das sie nicht mit «ungeteilter Freude zurückblicken» werde. Und dann sagte sie ein paar Sätze, die tief blicken liessen. Sie mahnte zur allgemeinen Masshaltung – «moderation in all things» –, allein das schon ein unerhörtes Statement in der Hoch-Zeit der Gier und des Überflusses, und sagte dann, die Monarchie müsse sich – wie jede andere Institution auch – natürlich der Kritik und dem prüfenden Blick der Öffentlichkeit stellen, aber, fragte sie: «Könnte das nicht mit ein bisschen mehr Takt und Humor geschehen?»

Diese zart vorgetragene Erinnerung an die verschütteten Ideale der Zivilisiertheit offenbarte, wie tief ihr Unbehagen über die allgemeine Verrohung und Vulgarisierung der Gesellschaft sitzt.

Elite als Vorbild

Die Queen, das traue ich mich zu behaupten, ist enttäuscht darüber, dass bis auf wenige Ausnahmen – darunter allen voran ihr Mann und ihr Sohn Charles – die Eliten aufgegeben haben, «to lead through example», durch gutes Beispiel den Menschen Lektionen zu erteilen. Womit sie ihre Standespflicht und ihr ganzes Dasein verraten, da sie den Sinn des ihnen von Gott zugeteilten Platzes in der Gesellschaft vergessen haben.

Die eiserne Pflichterfüllung, die die Queen täglich vorlebt, ist somit auch ein Akt des Widerstandes, des lautlosen Protestes. Wenn es ein Wort gibt, das Elisabeth II. charakterisiert, ist es genau dieses: Pflichterfüllung. Sie hat sich ab dem Moment, als sie im Alter von

Auflehnung gegen sich selbst

Wenn Königin Elisabeth II. geht, ist das monarchische Zeitalter wohl vorbei. Denn Monarchie basiert auf der Grundprämisse, dass es ein «oben» und ein «unten» gibt, dass es eine himmlische Weltordnung gibt, dass die Welt von Gott hierarchisch geordnet wurde. Diese Auffassung gilt zwar nicht erst seit dem 21. Jahrhundert als reaktionär, aber erstmals sind es «die da oben» selbst, die sich dagegen auflehnen.

Das deutlichste Zeichen dieser Zäsur ist der neue Papst – der ja auch der letzte absolutistische Monarch der Welt ist. Franziskus hat sein Amt mit einer Reihe ostentativer Demutsgeboten angetreten, vor allem aber hat er aus dem Audienzsaal im Apostolischen Palast den Thron entfernen lassen. Ein Papst, der sich weigert, auf dem Thron zu sitzen? Wenn das kein Zeichen der Zeit ist.

Die Queen wirkt inmitten dieses egalitaristischen Konsenses herrlich antiquiert. «The world changes, The Queen does not», notierte ihr Biograf Gyles Brandreth 2004. Ihre Untertanen berührt sie ausschliesslich mit Hand-

ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

DIE BESTEN SPANISCHEN WEINE MIT DEM
BESTEN PREIS/QUALITÄT VERHÄLTNIS

HIGHLIGHTS DER WOCHE

<p>ROBERT PARKER 92-94</p> <p>2010 AALTO</p> <p>Aalto CHF 34.55</p>	<p>ROBERT PARKER 20</p> <p>2009 ALION</p> <p>Vega Sicilia CHF 51.85</p>	<p>ROBERT PARKER 94</p> <p>2009 PINTIA</p> <p>Bodegas Pintia CHF 36.70</p>	<p>ROBERT PARKER 89</p> <p>2009 HACIENDA MONASTERIO COSECHA</p> <p>Hacienda Monasterio CHF 33.50</p>
<p>Matarromera Reserva - Bodega Matarromera 2006 CHF 33.50 ROBERT PARKER 90</p> <p>Pruno - Finca Villacreces 2011 CHF 17.30</p> <p>Terreus - Bodegas Mauro 2009 CHF 85.30</p> <p>Astrales- Los Astrales 2009 CHF 27.00 ROBERT PARKER 19</p> <p>PS - Aalto 2010 CHF 84.25</p> <p>Numanthia- Numanthia 2008 CHF 38.90 ROBERT PARKER 93</p>			

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.



Aufreizende olympische Gelassenheit: Queen Elizabeth II.



Von Gott gegebenes Amt: Krönung, 1953.

zehn Jahren erfuhr, was eines Tages auf sie zu kommen werde, ihrem Schicksal gefügt und hat nie auch nur für eine Sekunde Zweifel daran aufkommen lassen, dass sie entschlossen sei, ihr Leben bis zu ihrem letzten Atemzug dem ihr von Gott gegebenen Amt zu opfern. «[...] So be thou anointed, blessed and consecrated Queen over the Peoples, whom the Lord thy God hath given thee to rule and govern [...]» So lauteten die Worte, mit denen der Erzbischof von Canterbury sie 1953 salbte. Sie lebt in dem Bewusstsein, dass sie nicht das Recht hat, sich gegen ihren heiligen Schwur aufzulehnen.

Der unfreiste Mensch Europas

Sie ist – und das ist in einem Zeitalter, in dem Selbstbestimmung und Freiheit das allerhöchste Gut sind, mehr als nur ein Anachronismus – der vielleicht unfreiste, letztlich wohl rechtloseste Mensch Europas. Ihr Leben ordnet sie nicht ihren Pflichten unter, ihr Leben ist Pflichterfüllung.

Zugegeben, dieses Schicksal wird ihr durch eine Reihe angenehmer Privilegien versüßt, über das ein Heer von sich aufopfernden Geistern wacht. Und auch noch eines ist überaus hilfreich: strikteste Einhaltung von Routine. Um genau acht Uhr morgens wird ihr ein Tee gebracht, ein Bad eingelassen und die Vorhänge werden aufgezogen. Um neun Uhr spielt, egal, wo sie im Königreich aufwacht, ihr persönlicher *Piper* vor ihrem Fenster den Dudelsack, sie frühstückt eine Schale Cerealien und eine Scheibe Vollkorntoast mit Orangemarmelade, um zehn Uhr empfängt sie ihren Privatsekretär mit Post und zu erledigenden Schriftstücken – und zwar egal, wo auf der Welt sie sich befindet, 355 Tage im Jahr. Nur jeweils am 25. Dezember, dem Weihnachtstag,

bleibt dieser Programmpunkt aus. Anschließend empfängt sie Besuch ...

Die Präzision ihrer Routine könnte man als ein Zitat des ausgefeilten Tagesablaufes der französischen Könige verstehen, bei denen jeder noch so kleine Alltagsakt ein sakraler, quasi liturgischer Vorgang war. Das Ritual erinnert auch an die klassische japanische Hofetikette; es ist ja vor allem ein engmaschiges Netzwerk von Verboten und Vorschriften und zwang den Kaiser einst zu einer rein zeremoniellen Existenz – und zwar mit der Absicht, die Stabilität des Reiches zu garantieren, als ob der Herrscher das dynamische Zentrum des Kosmos sei und jede Bewegung, jedes Wenden des Kopfes, jedes Heben der Hand unmittelbar den Zustand des Reiches beeinflusse.

Die geradezu aufreizende olympische Gelassenheit, mit der die Queen ihr Amt versieht, hat sie – man denke an ihre angebliche Gefühllosigkeit nach dem Tod Dianas zurück – zwischendurch schon Sympathie gekostet, mittlerweile aber hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass man inzwischen dankbar sein muss für ein solches Monument der Kontinuität, der Zuverlässigkeit und der Stabilität. Wenn sie einmal nicht mehr ist, sie ist jetzt 87, ihre Mutter wurde 101 Jahre alt, wird es das so nicht mehr geben.

Hat die Monarchie eine Zukunft?

Nun gibt es drei Möglichkeiten: Es endet mit der Queen das Königtum abendländischer Lesart. Punkt. Allenfalls wird es durch ihren Sohn Charles noch für ein paar Jahre Übergangszeit konserviert. Möglichkeit zwei: Die nachrückende Monarchengeneration vermag es überhaupt nicht, das Königtum zu zerstören, weil dieses viel zu stark ist, als dass die jeweiligen

Kronenträger das Amt diskreditieren. Dem 1957 erschienenen Buch «The King's Two Bodies» des Princeton-Gelehrten Ernst H. Kantorowicz verdanken wir, dass die uralte Idee, ein König verfüge über einen irdischen und einen übernatürlichen Körper, nicht in Vergessenheit geraten ist. Demnach ist es völlig gleichgültig, ob ein König wie Englands Georg III. zeitweise eine Zwangsjacke trägt oder wie Bayerns Ludwig II. freundschaftliche Gefühle für eine Stechpalme entwickelt, das Königsamt bleibt vom jeweiligen Betragen des Amtsträgers unberührt.

Dritte Möglichkeit: Es gelingt künftigen Kronenträgern tatsächlich, ihr Amt zu zerstören, das Königtum an sich existiert aber weiter, denn gemäß der alttestamentarischen Verheißung an König David («dein Haus und dein Königreich sollen auf ewig bestehen», 2. Sam. 7) muss es irgendwo auf der Welt immer genau einen wahren König geben, schon allein, um Christus bei seiner Wiederkehr am jüngsten Tag die Krone zu Füßen legen zu können. Dieses Königtum könnte dann aber auch im Untergrund existieren, ähnlich wie es der Schriftsteller Jean Raspail in seinem Monarchie-Roman «Sire» ausgemalt hat. Dort wächst der König der Christenheit inkognito im Kanton Waadt auf, geht in einem benediktinischen Internat im Wallis zur Schule und macht sich eines Tages, begleitet von seiner Schwester und drei Getreuen, unerkannt in Richtung Reims auf, um sich dort heimlich salben zu lassen. Kein Buch hat das Wesen des Königtums übrigens je besser beschrieben als dieses 1991 in Frankreich erschienene und 2005 ins Deutsche übersetzte. Am besten hört man auf der Stelle auf, dies hier zu lesen, und lässt sich sofort ein Exemplar besorgen. ○

Lesevergnügen auch unterwegs

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig



Ideologe mit schrägen Ansichten

Ein staatlich subventioniertes Theater setzt eine private Zeitung auf die Anklagebank. Und das gebührenfinanzierte Fernsehen überträgt den 14-Stunden-Prozess gegen die *Weltwoche* in voller Länge. Protokoll eines ebenso eigenartigen wie faszinierenden Spektakels. *Von Rico Bandle*

Selbst Pressekonferenzen des Bundesrats generieren nicht eine solche Aufmerksamkeit. Fünf Kameras hatte das Schweizer Fernsehen im Theater Neumarkt platziert; zwei Sondersendungen über die «Zürcher Prozesse» waren auf SRF 1 angesetzt, im Internet übertrug der Sender die Verhandlung gar live. Schon vor Beginn der Veranstaltung waren auf Srf.ch mehrere Text- und Radiobeiträge zu der Theateraktion abrufbar, die Fixierung auf dieses Theaterereignis schien beinahe obsessiv. Und auch andere Medien sind aufgesprungen: Rund dreissig Journalisten haben sich für den Prozess akkreditiert.

Auf der Anklagebank dieser fiktiven und daher juristisch folgenlosen Verhandlung: Die *Weltwoche*. Gemäss Anklage soll sie sich der Verletzung von Art. 258 des Strafgesetzbuches (Schreckung der Bevölkerung), von Art. 261 (Rassendiskriminierung) und von Art. 275 (Gefährdung der verfassungsmässigen Ordnung) schuldig gemacht haben.

Sosehr die Idee, eine Zeitung vor Gericht zu bringen, totalitäre Züge in sich birgt: Regisseur Milo Rau, der Urheber dieses Spektakels, erwies sich als Meister im Marketing und herausragender Netzwerker. Nicht nur hatte er ein Thema gewählt, das maximale Aufmerksamkeit generierte, auch hatte er eine beeindruckende Anzahl hochkarätiger Teilnehmer für den Prozess gewinnen können. Schon am ersten Tag ging ein rhetorischer Furor durch den ausverkauften Saal. Medienprofessor Kurt Imhof geisselte die *Weltwoche* in theatralischer Hochmütigkeit als «diskreditierend», «diffamierend», «diskriminierend» und «klar anti-liberal». Dass er in der Folge von Verteidiger Valentin Landmann als Robespierre bezeichnet wurde, nahm er mit Stolz entgegen.

Rhetorisch überboten wurde Imhof vom deutschen TV-Moderator Michel Friedman. Wie ein US-Fernsehprediger sprach er brillant und hingebungsvoll über das Verbrechen, Gewalt zu predigen, und die *Weltwoche*, die sich verantworten solle, «wenn sie Grenzen überschreitet, die mit Humanismus nichts mehr zu tun haben». Seine Rede wurde von vielen Besuchern als Höhepunkt des Prozesses genannt. Tatsächlich kann man seinem Plädoyer für die Menschlichkeit nur zustimmen. Bloss: Was hatte das mit der *Weltwoche* zu tun? Zweifel, ob er die Zeitung überhaupt kennt, die er mit aller Vehemenz anprangerte, waren angebracht – obschon er anschliessend im Foyer mehrmals betonte, dass er tatsächlich zu den *Weltwoche*-Lesern gehöre.

Die Stärke des Gerichtformates liegt darin, dass man gezwungen ist, einander zuzuhören. Die gestrenge Richterin Anne Rüffer, im realen Leben Verlegerin, sorgte mit ihrem Holzhammer dafür, dass die Akteure ausreden konnten. Die durchdachte Dramaturgie und die exzellente Auswahl der Redner ermöglichten eine Debatte von einem Niveau, das man in einer TV-«Arena» vergeblich sucht.

«Lüge, Manipulation und Irreführung»

Zu den interessantesten Experten im Verhör gehörte der ägyptische Schriftsteller Hamed Abdel-Samad. Er betonte, dass «die Freiheit nicht dort enden kann, wo Gefühle anderer beginnen». Die Islamwissenschaftlerin Amira Hafner Al-Jabaji hingegen fand es unzulässig, eine Minderheit von extremen Muslimen pauschal als «die Muslime» zu bezeichnen, wie das die *Weltwoche* mache. Hochemotional war auch das Rencontre des Präsidenten der Sozialhilfekonferenz, Walter Schmid, mit *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur und seiner Whistleblowerin Margrit Zopfi. Nicht, dass die *Weltwoche* Kritik anbringe, sei das Problem, sondern, wie, sagte Schmid in ungewohnter Kampfeslaune.

Je länger der Prozess dauerte, je stärker die Müdigkeit sich ausbreitete, desto ausgeprägter kam die Gesinnung des Publikums zum Vorschein. Wurde anfangs aufmerksam zugehört, ging mit

der Zeit bei *Weltwoche*-freundlichen Voten immer häufiger ein empörtes Raunen durchs Publikum. Klägeranwalt Marc Spescha versuchte die Geschworenen mit Brachialrhetorik («Tyrannei der Mehrheit», «Lügen», «Volksdiktatur», «Hetze» etc.) zu überzeugen, was irgendwie nicht zu dem feinsinnigen Mann passen wollte. Auf der anderen Seite war SVP-Kantonsrat Claudio Zanetti für die harschere Wortwahl verantwortlich, er wirkte zuweilen wie ein Anwalt in einer US-Gerichtsshow; ein cleverer Typ, allerdings mit der Tendenz, jedes Votum zu überdrehen.

Das Geschäftsmodell der *Weltwoche* sei «Lüge, Manipulation und Irreführung», sagte Spescha in seinem Abschlussplädoyer. Landmann konterte, mit all den unbewiesenen Anschuldigungen mache der Ankläger genau das, was er der *Weltwoche* vorwerfe – und überzeugte damit die Geschworenen. Die grosse Enttäuschung bei vielen Zuschauern und Akteuren über den bedeutungslosen Freispruch zeigte, welche Kraft und welche Emotionen eine solche Spielanlage hervorzurufen vermag. Vielleicht ist das die grösste Einsicht jenes Wochenendes.

Und sonst? Wie begrenzt die Wirkung ist, zeigte sich wenige Stunden nach dem Urteil: Das Schweizer Fernsehen bezeichnete den *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel in der Prozess-Zusammenfassung bereits wieder als «Ideologen» mit «schrägen Ansichten». ○



Hochemotional: «Zürcher Prozesse» im Theater Neumarkt.

«Der Mythos Everest ist tot»

Bergsteigerlegende Reinhold Messner bewundert den Schweizer Kollegen Ueli Steck, warnt aber auch vor dem «Konsumalpinismus» im Himalaja, der eben zu Keilereien am Berg führen könne. *Von Markus Larcher*



«Wie auf der Autobahn»: Autor und Alpinist Messner.

Die Top-Alpinisten Ueli Steck, Simone Moro sowie Fotograf Jonathan Griffith waren kurz davor, von den Sherpas einer kommerziellen Expedition gelyncht zu werden – so etwas hat es in der Geschichte des Himalaja-Bergsteigens noch nie gegeben.

Stimmt. Die Sherpas galten bis zum handgreiflichen Streit vom vorvergangenen Wochenende als die grossen Helfer der Alpinisten. Das sind sie auch. Natürlich hat es während der Geschichte des Himalaja-Bergsteigens immer wieder Konflikte gegeben. Es ging dabei meistens um Lohnfragen. Meistens haben die Sahibs – die Weissen – dabei auch nachgegeben.

Sie selbst waren ja auch mit einem Sherpaufstand während einer Ihrer Expeditionen am Everest konfrontiert.

Ich habe als einziger Sahib im unteren Bereich der Lhotse-Flanke Fixseile verlegt, als sich meine Sherpas irgendwann hin-

gesetzt haben und sich weigerten, weiterzuarbeiten. Sie hatten die Seile, die ich zum Einhängen brauchte, in ihren Rucksäcken. Weil ich sie aufgefordert habe, sie mir auszuhändigen, hiess es später in einem nepalesischen Pressebericht, Messner hätte Morddrohungen von sich gegeben. Das ist eine ähnliche Geschichte, wie wir sie jetzt von Steck und Moro hören – nur mit umgekehrten Vorzeichen.

Die Zeitung *Nepali Times* schrieb von einem «Zusammenprall der Zivilisationen»: auf der einen Seite die unabhängigen Kletterer wie Steck und Moro, auf der anderen Seite die kommerziellen Expeditionen. So eine Eskalation sei früher oder später zu erwarten gewesen.

Das sehe ich genauso. Man muss wissen, dass dieser Streit ja eine Vorgeschichte hat, die mit den jüngsten Ereignissen am Everest nichts zu tun hat. Die Organisatoren der

kommerziellen Expeditionen – ich nenne sie lieber Reisegruppen, denn jede Expedition ist in gewisser Weise kommerziell – bauen im Vorfeld eine versicherte Route auf. Es werden also einzelne Passagen mit Leitern, Fixseilen und so weiter abgesichert. Diese Arbeit machen die Sherpas, und sie wird mit harten Dollars bezahlt. Nun gibt es aber auch Top-Alpinisten, die auf diesen vorbereiteten Wegen aufsteigen, ohne dafür etwas zu bezahlen. Natürlich sorgt so etwas für Ärger, der sich anstaut und irgendwann ausbricht. Die Sherpas sagen zu Recht: «Ihr benutzt unsere Infrastruktur und tut so, als ob ihr in völliger Eigenregie unterwegs seid.» Jetzt ist es zu einem Streit gekommen, in dem Grundsätzliches verhandelt wird.

Sie plädieren also dafür, dass alle für die Benutzung der von den Sherpas errichteten Pisten eine Gebühr zahlen?

Ja. Wie ein Autofahrer auf der Autobahn eine Autobahngebühr bezahlt, soll auch der Topbergsteiger für die Benutzung der Pisten etwas zahlen. Ich weiss jetzt nicht, ob Steck und Moro das gemacht haben, jedenfalls haben auch sie bis zum Lager II auf diese Infrastruktur zurückgegriffen. Sie wollten den Everest vom Westgrat her überschreiten. Bis 6500 Meter nutzten also auch sie die Route der Pistengeher. Es ging nicht um die Stelle, wo die beiden und die Sherpas sich in die Haare geraten sind.

Aber warum diese Aggression seitens der Sherpas?

Die Sherpas sind exzellente Dienstleister, wie es ganz viele Hoteliers in den Alpen auch sind. Nur: Jeder Hotelier wird wütend, wenn ein Gast nach einer Woche Beherbergung die Zeche prellen will. Ich gebe niemandem der Beteiligten recht und empfinde die Aggression als sehr unangenehm. Aber Steck und Moro haben im Vorfeld mit den Sherpas wohl alles abgeklärt, was die Teilnutzung der Infrastrukturen und die Details des gleichzeitigen Aufstiegs anbelangte. Wenn ich richtig informiert bin, dann ging es auch um die Nutzung der von den Sherpas präparierten Piste, die für die Massenexpeditionen vorbereitet worden war. In den vergangenen zwanzig Jahren haben die meisten Achttausenderbesteigungen über solche Pisten stattgefunden.

Ist das Höhenbergsteigen in jedermanns Reichweite?

So gut wie. Warum sage ich seit zwanzig Jahren, dass das, was an den Achttausendern

stattfindet, Pistenalpinismus ist? Man präpariert Pisten, den Skipisten in den Alpen nicht unähnlich, was den Aufwand und die Absicherung anbelangt. Die Bergsteiger, die an den Achttausendern über diese Pisten hochsteigen, denken, ähnlich wie die Skifahrer, gar nicht nach, was es mit dieser Infrastruktur auf sich hat. Um die Sicherheit hat sich der Organisator, der Veranstalter, zu kümmern, ähnlich wie der Skiliftbetreiber in den Alpen. Reisegruppen im Himalaja bezahlen eine Infrastruktur, die ihnen einen möglichst reibungslosen Gipfelerfolg bescheren soll. Tausende, die ohne Reiseveranstalter ihre Besteigungen in Eigenregie unternommen haben, sind im Windschatten der Sherpas hochgestiegen, indem sie ihre Pisten benutzt haben. Trotzdem haben alle zu Hause erzählt, dass sie abseits der Massenexpeditionen in Eigenregie hochgestiegen seien. Die Weltmeisterin in dieser «Disziplin» ist Gerlinde Kaltenbrunner...

... die ohne Sauerstoff alle vierzehn Achttausender bestiegen hat.

Das ist auch eine tolle Leistung. Doch bis auf den K2 und den Shishapangma war alles Pistenbergsteigerei. Das ist auch kein Problem. Aber dass sich die Sherpas aufregen, ist verständlich. Erstens bezahlt nur ein kleiner Prozentsatz der sogenannten eigenständigen Alpinisten etwas für die Benutzung der Infrastruktur, zweitens wird die Arbeit der Sherpas geringgeschätzt, weil diese ja dafür sorgen, dass auch die Massenbergsteigerei an den hohen Bergen Einzug halten kann. Wenn Bergsteiger zu Hause behaupten, sie wären in Eigenregie und vielleicht auch noch im Alpinstil (ohne Fremdhilfe, Anm. d. Red.) hochgestiegen, dann ist das schlichtweg Lug und Trug.

Nach der jüngsten Keilerei am Everest scheint nun die jahrzehntelange Zweckgemeinschaft zwischen Alpinisten und Sherpas sechzig Jahre nach der Erstbesteigung des Everest durch Edmund Hillary und Sherpa Tenzing Norgay ernsthaft in Frage gestellt.

Auch vor sechzig Jahren hatte diese Zweckgemeinschaft schon ernsthafte Risse. 1953 gab es nach der Erstbesteigung des Everest einen fürchterlichen Streit. Dieser wurde durch eine Erklärung ausgelöst, die Tenzing unterschrieben hatte. Tenzing war ein Inder aus Darjeeling, und indische Nationalisten hatten ihn, der nicht lesen und schreiben konnte, ein Dokument unterschreiben lassen, in dem es hiess, dass er vor Hillary den Gipfel erreicht hätte. In Wahrheit hatten sie den Everest natürlich zusammen bestiegen, wobei Hillary vorausgegangen war. Der Streit war also programmiert, und Hillary – das hat er mir oft

erzählt – war fuchsteufelswild. Hillary wusste zwar, dass sein Sherpa als Analphabet für die Medienberichte nicht direkt verantwortlich war, doch dass man ihn auf diese Weise in die zweite Reihe schieben wollte, hat sich Hillary nicht bieten lassen.

Der jüngste Streit mit den Sherpas offenbart also einen Widerspruch, der der breiten Öffentlichkeit bislang verborgen geblieben ist?

So ist es. Der Streit hat jetzt vielen die Augen geöffnet, dass es zwei grundsätzlich verschiedene Stile gibt, um auf den Gipfel eines Achttausenders zu kommen. Wer wirklich in Eigenregie auf den Gipfel kommen will, darf vom Basislager bis ganz oben keine Fremdhilfe in Anspruch nehmen, also auch keine präparierten Pistenabschnitte bege-



«Purist in der Falle»: Bergsteiger Steck (l).

hen. Ich will die Pistenbergsteigerei nicht abwerten, aber sie ist halt relativ sicher.

Ueli Steck meinte im Interview mit seinem Sponsor, dass er und seine Partner «am Berg nichts falsch gemacht» hätten. Man sei ganz einfach «zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort» gewesen.

Zunächst einmal bin ich ein grosser Bewunderer Stecks. Er gehört derzeit zu den drei, vier besten klassischen Bergsteigern weltweit. Was ich aber nicht gut gefunden habe, war, dass er im vergangenen Jahr zwischen zwei grossen Alpinreisegruppen auf den Everest gestiegen ist. Das hätte ich an seiner Stelle nie getan.

Vielleicht, weil der Everest zum Pflichtprogramm eines Spitzenalpinisten gehört?

Ja, weil alle, die nicht mit der Welt des Höhenbergsteigens vertraut sind, nur diese eine Frage stellen: «Warst du auch auf dem

Everest?» In meiner Jugendzeit galt nur der als «guter Bergsteiger», der auch die Eiger-nordwand geschafft hatte. In Wirklichkeit war das absolut sekundär, denn in den Dolomiten hat es viel schwierigere Herausforderungen gegeben. Und so ist es auch mit dem Everest. Man muss nicht dorthin.

Mit dem Streit scheinen sich die Sherpas keinen Gefallen getan zu haben.

Nein. Sie haben schnell begriffen, dass die Auseinandersetzung ihrer Reputation massiv schadet. Auch deshalb haben kurz nach dem Streit im Basislager alle ein Dokument unterzeichnet, das in Zukunft solche Fälle vermeiden soll.

Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet solche Alpinpuristen wie Steck und Moro einen so heftigen Konflikt auslösen?

Die Puristen tappen in die Falle. Wenn ich ein Purist bin – und ich selbst glaube, einer gewesen zu sein –, dann gehe ich nicht dorthin, wo andere in Massen aktiv sind. Dann suche ich mir eine Route, wo kein Mensch ist. An der Ostwand des Everest ist derzeit zum Beispiel niemand.

Eine Kritik, die für zahlreiche Top-Alpinisten gelten könnte.

Das ist keine Kritik, sondern nur die Beschreibung des Status quo. Man kann, grob gesagt, von vier wichtigen Phasen in der Alpingeschichte sprechen: dem Eroberungsalpinismus, dem Schwierigkeitsalpinismus, dem Verzichtsalpinismus, dessen Ehrgeiz es war, mit immer weniger Mitteln immer grössere Herausforderungen anzugehen. Seit einiger Zeit sind wir in die Phase des Pistenalpinismus eingetreten. Auch eine Route im elften Schwierigkeitsgrad, die mit Bohrhaken abgesichert ist und bei der jeder Griff durch die Kreide der Kletterer markiert ist, ist eine Piste. Ich will gar nicht sagen, ob der Pistenalpinismus gut oder schlecht ist. Es gibt ihn einfach. Meine Philosophie des Verzichtsalpinismus ist leider kaum durchgesickert.

Liegt der Mythos Everest in den letzten Zügen?

Dieser Mythos ist tot, leer. Er hat mit dem, was die Pioniere oder Hillary getan haben, absolut nichts mehr zu tun. Heute trifft man am Everest auf eine andere Welt, auf reinen Konsumalpinismus.

Reinhold Messner wurde 1944 in Südtirol geboren. Er hat als erster Bergsteiger alle vierzehn Achttausender bestiegen und war der Erste am Gipfel des Everest ohne Sauerstoffmaske. Am Montag ist Messner zum Basislager des Everest aufgebrochen. Er wirkt dort als Moderator in einer filmischen Monografie über den Himalaja mit, einer dreiteiligen TV-Produktion von Andreas Nickl.

Markus Larcher ist Redaktor beim Südtiroler Wochenmagazin *ff*.



Tsunami der Begeisterung: Imram Khan.



Pionierin: Badam Zari.



Singender Geografielehrer: Abrar-ul-Haq.

Pakistans Motley Crew

Ein bunter Haufen von Kandidaten balgt sich in Pakistan um den Einzug ins Landesparlament und in die Provinzparlamente. Dennoch glaubt nur jeder fünfte Jugendliche an Demokratie. Deutlich mehr Kredit geniesst eine Militärdiktatur oder ein Gottesstaat. *Von Urs Gehriger*

Natürlich war es für ihn ein Kinderspiel. Aber etwas erstaunt war Aslam Khan Khattak schon, als man ihn fragte, wie der erste Mann auf dem Mond hiess. Schliesslich bewarb sich Khattak nicht für ein Weltraumprogramm der Nasa, sondern bloss als Kandidat für die Parlamentswahlen in seiner Heimat Pakistan.

Dabei hatte Khattak noch Glück. Andere mussten Wörter buchstabieren, die Nationalhymne vorsingen oder, wie in den meisten Fällen, Gebete aufsagen und den Koran rezitieren, um überhaupt als Kandidat zugelassen zu werden. «Die Art und Weise, wie die Kandidaten geprüft werden, kann man nicht einmal mehr kindisch nennen», schreibt die pakistanische Tageszeitung *Dawn*. «Es ist viel schlimmer.»

15 629 Bewerber haben die Selektion geschafft und dürfen bei den landesweiten Wahlen nächsten Samstag um die 849 Sitze im Nationalen Abgeordnetenhaus und in den vier Provinzparlamenten konkurrieren. Schauspieler, Popstars, abgehalfterte Politiker, ausgerangierte Hassprediger, Analphabeten, Transvestiten, ein ehemaliges Pin-up-Girl – bunt wie ein Orientteppich präsentiert sich das Kandidatenfeld, das *Newsweek*-Reporter Nazar Ul Islam ironisch als «motley crew» (zusam-

mengewürfelter Haufen) apostrophiert hat. Eine Auswahl der farbigsten Aspiranten:

Der Captain: Imram Khan

Vor ein paar Monaten schien der Sieg in Griffnähe. Imram Khan war der Mann, den es zu schlagen galt. Der ehemalige Playboy und Cricket-Gott ritt auf einem Tsunami öffentlicher Begeisterung, da er das Kunststück geschafft hatte, sich der mittellosen Masse als

Die Kandidaten mussten Gebete aufsagen, Wörter buchstabieren oder die Nationalhymne singen.

einer der Ihren zu verkaufen. Der zum gläubigen Muslim (verpasst keines der fünf täglichen Gebete) und Philanthrop (stiftete Krebsspital mit Gratisbehandlung für Arme) mutierte Jetset-Zampano mit inzwischen ledderner Haut, aber noch immer stählernem Körper versprühte Zuversicht: «Wenn du so lange wie ich im Rennen bist, dann entwickelst du einen sechsten Sinn fürs Gewinnen!»

Doch als die Wahlen näher kamen, begann Khans Licht zu flackern. Enttäuscht über zahl-

reiche gebrochene Versprechen, haben rund hundert aufgebrachte Supporter sein Haus gestürmt und eine persönliche Audienz mit dem sechzigjährigen Star erzwungen.

Khan mag angeschlagen sein, doch längst nicht geschlagen. Eine aktuelle Umfrage zeigt, dass sich seine Partei Bewegung für Gerechtigkeit ein Kopf-an-Kopf-Rennen mit Pakistans Muslim Nawaz liefert, der zweitgrössten politischen Partei im Land. Khans Verheissung, ein «neues Pakistan» aufzubauen, frei von Korruption und mit einer gerechteren Verteilung des Wohlstands, klingt für viele Wähler attraktiv in einem Land, das tief gespalten ist zwischen Arm und Reich. Die Partei hat vor allem Junge mobilisiert. Konsequenterweise nutzt Khan Twitter (430 000 Followers) und Facebook (eine halbe Million Likes), wo sein Slogan lautet: «Yes he Khan».

Der Ton-Meister: Abrar-ul-Haq

Dieser singende Geografielehrer hat die pakistanische Musikszene in den neunziger Jahren kräftig durchgeschüttelt. Sechzehn Millionen Kopien seines Megahits «Billo De Ghar» hat er verkauft. Dass einige Texte wegen angeblich anzüglicher Wortspiele ins Kreuzfeuer der Kritiker gerieten, hat seinen Ruhm zusätzlich befeuert.



«Vater der islamischen Atombombe»: A. Q. Khan.



Kontakt zu Terrorgruppen: Ahmed Ludhianvi.



Weder Hass noch Ablehnung: Bindiya Rana.

In jüngerer Vergangenheit hat der 44-Jährige aus der Liberalen-Hochburg Lahore seine Popularität durch philanthropische Arbeit genährt. Durch seinen Sahara for Life Trust, eine NGO-Wohltätigkeitsstiftung, will er Gesundheitsvorsorge, Ausbildung und Sozialdienste für Pakistans entlegene Regionen zugänglich machen. Aber Haq hat seine Künstlerwurzeln nicht vergessen. Seit er 2011 Imran Khans Bewegung für Gerechtigkeit beigetreten ist, kümmert er sich um die Jugendabteilung und singt, dichtet, referiert an Demonstrationen und ist für viele Teens und Twens das «neue Gesicht Pakistans».

Die Grenzgängerin: Bindiya Rana

Transsexuelle werden vom Gesetz seit 2009 als «drittes Geschlecht» anerkannt. Als Prostituierte, Bettler oder Tänzer fristen sie jedoch noch immer eine Existenz in den Hinterhöfen der Gesellschaft, ausgegrenzt und oft verspottet. Doch Bindiya Rana spürt weder Hass noch Ablehnung, wenn sie eine Wahlkampagne führt. «Ich veranstalte keine grossen Anlässe, sondern gehe von Tür zu Tür.» Ihr Revier sind die Armenquartiere in der Hafenstadt Karatschi, wo sie selbst aufgewachsen ist. «Die Menschen hier begrüßen mich mit einem Lächeln», sagt Rana der Nachrichtenagentur AP. «Ich bin arm und kenne ihre Nöte wie Strassenkriminalität und Stromausfälle genau.»

Schätzungsweise eine halbe Million zählt die Gemeinde der Transsexuellen in Pakistan. Dieses Jahr dürfen sie sich zum ersten Mal für ein politisches Amt bewerben. Rana ist eine von sieben Transsexuellen, die die Kandidatur geschafft haben. Ihr Geschlecht sei Garant für

Integrität, sagt Sanam Faqeer, eine weitere Transsexuelle, die für das Parlament kandidiert. «Wir brauchen uns keinen Reichtum anzuhäufen und Villen zu bauen für unsere Nachfahren, indem wir das Volk bestehen, wie andere Politiker es tun.»

Der Hetzer: Ahmed Ludhianvi

Einer der vielen Kandidaten, die den Minoritäten im Land Angst einjagen, ist Ahmed Ludhianvi. Der radikale Sunni-Kleriker pflegt enge Kontakte zu verschiedenen Terrorgruppen. Er gilt als Kopf der verbotenen Sipah-e Sahaba, deren Ableger Lashkar-e Jhangvi die Terroranschläge in Mumbai 2008 mit 164 Toten organisiert haben soll. Nun kandidiert er für eine Plattform, die Frieden in Pakistan etablieren will. «Wenn ich ins Parlament gewählt werde, werde ich das ganze Land vor Blutvergiessen

Zum ersten Mal dürfen sich Transsexuelle für ein politisches Amt bewerben.

beschützen können», sagte er der Nachrichtenagentur Reuters.

Für die Schiiten, die einen Fünftel der Bevölkerung ausmachen, klingt die Parole einfach nur zynisch. Obwohl er Frieden predigt, hat Ludhianvis Partei das Brandstifter-Ethos nicht abgelegt. Ludhianvi hetzte wiederholt gegen die schiitische Minderheit. Mehr als 250 Schiiten wurden im Wahlkampf bisher umgebracht. Ludhianvis Partei hat ausserdem angekündigt, dass sie Mitglieder der schiitischen

Minderheit daran hindern wolle, öffentliche Ämter zu bekleiden und religiöse Aktivitäten öffentlich auszuüben.

Die Einzelkämpferin: Badam Zari

Eine Frau, die nach politischen Ämtern strebt, ist nichts Neues in Pakistan. Mit Benazir Bhutto wurde bereits 1988 zum ersten Mal in der Geschichte eines islamischen Staates ein weibliches Staatsoberhaupt gewählt. Zari ist trotzdem eine Pionierin. Sie ist die erste Kandidatin aus den konfliktreichen Stammesgebieten, wo eine rigid patriarchalische Gesellschaftsstruktur herrscht. Obwohl absolute Novizin im Politbetrieb, glaubt Zari, dass sie ihre 27 (männlichen) Konkurrenten hinter sich lassen und einen Sitz im Parlament erobern wird. Da öffentliche Auftritte von Frauen in den Stammesgebieten undenkbar sind, setzt sie ausschliesslich auf Hausbesuche. Frauen seien sowieso ihre Hauptklientel, sagte sie *Newsweek*. Und was ist ihr Hauptanliegen? «Bildung für alle», meint Zari, die selbst weder schreiben noch lesen kann.

Der Sprengkopf: A. Q. Khan

Abdul Qadir Khan ist der «Vater der islamischen Atombombe» und gefeierter «Retter Pakistans». Und als solcher sieht er sich jetzt wieder in der Pflicht: Der Nuklearwissenschaftler im Ruhestand will sein Land vor der «Korruption der Eliten» und dem wirtschaftlichen Kollaps retten. Der 77-Jährige wird nicht persönlich an der Wahl teilnehmen, aber zahlreiche Kandidaten im ganzen Land werden für seine neugegründete Bewegung für



Pole-Position: Nawaz Scharif.

den Schutz Pakistans in den Wahlkampf ziehen.

Khan hatte 2004 gestanden, sein Nuklear-Know-how anderen Staaten weitergegeben zu haben, wurde aber anschliessend begnadigt und stand jahrelang unter Hausarrest. In jener Zeit sagte er der *Weltwoche* 2009 in einem Interview: «Was immer ich getan habe, habe ich in guter Absicht und aufgrund der Anweisung der Regierung getan.» Khans neue Partei atmet den Ruhm des Atomforschers, der noch immer als Nationalheld gilt. Wenig erstaunlich ist denn auch das Sujet, welches das Plakat seiner Partei zierte: eine Atomrakete! Da der Name Khan aber auf dem Wahlzettel nicht erscheint, sagen Beobachter der Partei keine grossen Wahlchancen voraus.

Das Show-Girl: Musarrat Shaheen

Die Schauspielerin, die sich durch anzügliche Darbietungen in Kinofilmen zu Ruhm getanzt hat, will seit fünfzehn Jahren in die Politik. Nun soll es endlich klappen. Doch Shaheen, einst ein glühend beehrtes Pin-up-Girl, kämpft auf besonders hartem Terrain. Sie steht in einem Zweifrontenkampf: in einem offiziellen gegen ihren direkten Konkurrenten, einen Kandidaten der Islamisten. Und gegen Fundamentalisten am Wegesrand, welche der offenherzigen Frau in ihrer Heimatprovinz entlang der Grenze zum erzkonservativen Südwaziristan aufwarten.

Wiederholt hat sie Todesdrohungen erhalten. Das jedoch hat Shaheen in keiner Weise von ihrer Kandidatur für eine feministische Plattform abzubringen vermocht. «Ich reise

ohne Personenschutz in meinem eigenen kugelsicheren Wagen», hat sie lokalen Journalisten kürzlich gesagt und erklärt, Todesdrohungen liessen sie kalt. Trotz ihrer furchtlosen Haltung mag Shaheens Vergangenheit als Sexsymbol der Klientele in ihrem Wahlbezirk zu viel an Toleranz abverlangen, so dass sie wohl nicht den Hauch einer Chance hat.

Der Rückkehrer: Nawaz Scharif

Drei Figuren haben die Politik Pakistans in den letzten 25 Jahren dominiert. Eine – Benazir Bhutto – wurde vor den letzten Wahlen, 2007, ermordet. Die zweite – Putschgeneral Pervez Musharraf – wurde vor zwei Wochen unter Arrest gestellt und mit einem Politikverbot auf Lebenszeit belegt. Nawaz Scharif ist der Dritte im Bund. Er sieht die Stunde für ein grosses Comeback gekommen. Gemäss neusten Umfragen wird seine Pakistanische Muslimliga Nawaz die Mehrheit der Parlamentssitze erobern. Dies könnte Scharif in die Pole-Position versetzen, ein drittes Mal mächtigster Mann im 180-Millionen-Einwohner-Staat zu werden.

Unter Scharif ist Pakistan zum Atomstaat aufgestiegen. Er hat das Autobahnnetz ausgebaut und den Busverkehr reformiert. Als General Musharraf sich 2000 an die Macht putschte, machte Scharif einen «pakistani-schen Abgang»: Er flüchtete vor der Strafverfolgung ins Exil. Nach juristischem Kleinkrieg steht der zweitreichste Politiker Pakistans (geschätztes Vermögen: 1,4 Milliarden US-Dollar)

Antiamerikanismus ist der gemeinsame Nenner aller Kandidaten im Wahlkampf.

nun wieder in der Arena, das Haupthaar gelichtet, das Gesicht verwittert, aber siegesgewiss. Seine Macht baut auf einen der einflussreichsten Clans des Landes. Die ersehnte Rückkehr an die Macht wird er voraussichtlich nicht aus eigener Kraft schaffen. Er wird lernen müssen, einen Kompromiss zu schliessen.

Das illustre Kandidatenfeld kann man durchaus als Beleg für eine lebhaftere Demokratie sehen. Dafür spricht auch ein weiterer Umstand, eine historische Premiere: Seit der Staatsgründung 1947 ist Pakistan zur Hälfte der Zeit von Militärdiktatoren beherrscht worden. Nun hat das erste Mal eine demokratisch gewählte Regierung eine ganze Legislaturperiode überstanden und ohne Intermezzo Neuwahlen eingeleitet.

Dennoch ist wenig von demokratischem Aufbruch zu vernehmen. Befragt man die Jugend zur Lage der Nation, erhält man beklemmende Antworten. In einer aktuellen Umfrage des British Council* unter Pakistanern im Alter zwischen 18 und 29 (die Hälfte der Bevölkerung) sagen 94 Prozent, die Nation gehe in die

falsche Richtung. Bloss 23 Prozent der 5271 Befragten sind der Meinung, Demokratie sei gut für Pakistan. 32 Prozent der Jugend sind der Meinung, eine Militärdiktatur wäre besser. Ein erstaunliches Verdikt für ein Land, das sich 2008 in freien Wahlen von einer neunjährigen Militärdiktatur befreit hat. 38 Prozent sind sogar der Überzeugung, in der Scharia liege das Heil des Landes.

Betrachtet man die vergangenen Jahre unter der Herrschaft von Bhuttos Volkspartei, mag dies wenig erstaunen: Inflation, Arbeitslosigkeit, die desolante Energiekrise verschlimmerte sich sukzessive. Ausserdem versagte der Staat in einem Kernressort, das eine funktionierende Demokratie auszeichnet: Verantwortliche für die Misere wurden nicht zur Rechenschaft gezogen. Stattdessen haben Korruption und Gewalt von Fundamentalisten auf weite Teile des Landes übergegriffen. Parallel dazu erfuhr die Volksseele massive Kränkungen, beinahe täglich aufs Neue provoziert durch Grenzüberschreitungen von US-Drohnen, die auf der Jagd nach mutmasslichen Terroristen oft Zivilisten treffen.

Kotau vor Taliban

Distanz zu den USA, ja ostentativer Anti-amerikanismus ist denn auch der gemeinsame Nenner praktisch aller Kandidaten im Wahlkampf. Analysten schliessen daraus, dass die nächste Regierung Pakistan eine ausgesprochen schwierige Partnerin für Washington sein wird. Allerdings wissen selbst die radikalsten Brandredner wider den «amerikanischen Satan», dass die eminent wichtige Beziehung nicht einfach neu zu kalibrieren ist. Mit Dutzenden Milliarden US-Dollar-Finanztransfers wurden ganze Städte im letzten Jahrzehnt einem Facelifting unterzogen, das Militär wurde mit modernster Technik aufgerüstet.

Die Waffenachse zwischen Washington und Islamabad hat die Angriffslust gewaltbereiter Fundamentalisten in ungekannter Intensität entfacht. Wer in Pakistan öffentlich zum Kampf gegen die Taliban aufruft, landet unverzüglich auf ihrer Todesliste, die sukzessive abgearbeitet wird. Entsprechend prononciert hat sich eine Mehrheit der Kandidaten im Wahlkampf ein religiöses Mäntelchen umgehängt. Die Spitzenkandidaten Khan und Scharif propagieren beide Nachsicht statt Konfrontation, Dialog statt Bomben, um die Militanten zu besänftigen.

Vorerst gilt es aber, die Wahlen sicher über die Bühne zu bringen. 600 000 Mann Sicherheitspersonal wurden aufgeboten, um Stimmlokale und Wähler im ganzen Land zu schützen. Das Aufgebot zeigt, welches die wahren Mächte sind im – bislang – einzigen islamischen Atomstaat: Terroristen und Militär.

* **The Next Generation Report.** Der British Council ist eine gemeinnützige Einrichtung zur Förderung internationaler Beziehungen mit Sitz in Grossbritannien.

Grün wird rot

Von Thilo Sarrazin — Im deutschen Wahlkampf findet eine entscheidende Schlacht links statt zwischen den Grünen und der SPD. Die Umweltpartei droht zur Umverteilungspartei zu werden.



Beim Wettlauf des Hasen mit dem Igel mag sich der Hase noch so abhetzen, am Ende der Ackerfurche sitzt immer schon der Igel, wenn er dort ankommt. Der Hase durchschaut nicht, dass sich der

Igel mit Hilfe der Igel-Frau quasi verdoppelt hat und deshalb immer vor ihm da ist.

Im Verhältnis zu den deutschen Volksparteien sind die Grünen seit ihrer Gründung 1980 in der Rolle des Igels: Welches Thema die Volksparteien auch angingen, wie immer sie es besetzten: Sobald es um «Fortschritt» ging, waren die Grünen stets schon da, oder sie hatten die radikalere Position.

Das galt für den Ausstieg aus der Atomkraft, für biologische Lebensmittel, für den Feminismus, für die Homo-Ehe, für die Überwindung des Nationalstaats, für alle Ideen von «der einen Welt» und für den Klimawandel.

Viele dieser Ideen reichten weit hinein in bildungsbürgerliche, eher konservative Milieus. So gruben sie der CDU und der FDP potenzielle Nachwuchswähler ab, und aus den Anhängern der SPD stahlen sie einen Teil der Intellektuellen. Von linken Spinnern und einer schrumpfenden Arbeiterklasse kann aber diese Traditionspartei weder programmatisch noch demografisch leben. Soweit Intellektuelle vor vierzig Jahren öffentlich Partei ergriffen, taten sie es für die SPD. Soweit sie es heute noch tun, geschieht es für die Grünen.

Angela Merkels Politik der Ausdehnung in die linke Mitte mag für viele konservative Stammwähler konturlos sein. Ihr Missfallen können sie aber nur ausdrücken, indem sie bei der Wahl zu Hause bleiben oder auf eine neue konservative Partei warten. Noch ist ungewiss (und eher unwahrscheinlich), ob die neugegründete Euro-kritische AfD (Alternative für Deutschland) diese Rolle spielen kann.

Erfolgreich ist die Union darin, eine weitere Abwanderung zu den Grünen zu verhindern. Klar scheint: Wenn die FDP in den Bundestag kommt – und das wird, notfalls mit Leihstimmen, höchstwahrscheinlich der Fall sein –, dann hat ein rot-grünes Regierungsbündnis keine Machtperspektive. Allerdings reicht es auch für das bestehende Bündnis nicht, wenn die Linke erneut in den Bundestag kommt.

Der eigentliche Bundestagswahlkampf findet deshalb zwischen SPD und Grünen statt – und zwar darum, wer nach der Bundestagswahl mit Merkel und ihrer CDU/CSU koalieren darf. Hat man dies im Blick, so liest man das grüne Wahlprogramm mit anderen Augen:

Erstaunlich zahm ist die Kritik der Grünen an Merkels Politik. Bei der Euro-Rettung wird daraus sogar fast eine Liebeserklärung. Natürlich wären die Grünen bereit, den Euro notfalls mit einer Schuldenübernahme für Krisenländer zu retten. Aber sie sprechen nur ganz abstrakt von einem gemeinsamen Schuldentilgungsfonds und fordern ansonsten Dinge, die auch mit einem Finanzminister Schäuble konsensfähig wären, z. B. eine Bankenunion.

Der entscheidende Schwenk

Geradezu lyrisches Lob giesst das Wahlprogramm über den deutschen Mittelstand aus und gibt sich auch sonst technik- und innovationsfreundlich. Auch bei Minderheitenrechten bis hin zur Homo-Ehe ist angesichts der Position der Bundesregierung für die Grünen nicht so viel zu gewinnen.

Entscheidend ist ein anderer Schwenk: Als Umverteilungspartei wollen sich jetzt die Grünen offenbar an die Spitze des «Fortschritts» stellen. Dort ähnelt ihr Wahlprogramm in weiten Teilen jenem der SPD vor vierzig Jahren:



Schon da: Göring-Eckardt, Gabriel, Trittin.

— Sie wollen die Staatsausgaben ausweiten, um mehr für Umwelt, Bildung und Soziales zu tun. Zu diesem Zweck sollen Steuern und Abgaben erhöht werden.

— «Einsparungen» von Staatsausgaben sollen erfolgen durch einen Mindestlohn von € 8,50 pro Stunde (das soll Sozialtransfers ersparen), durch Bekämpfung von Schwarzarbeit, Vermeidung unsinniger Rüstungsausgaben und eine weitere Verkleinerung der Bundeswehr. Heisst: Es sind keine Einsparungen geplant.

— Das Erbschaftssteuer-Aufkommen soll verdoppelt werden. Unerwähnt bleibt, dass das Bundesverfassungsgericht wohl in naher Zukunft die Erbschaftssteuer erneut aussetzen wird, weil die verschiedenen Vermögensarten nicht gleich behandelt werden.

— Auf Nettovermögen von mehr als einer Million soll zehn Jahre lang eine Vermögensabgabe von 1,5 Prozent geleistet werden, die in den Abbau von Staatsschulden einfließen soll. Unternehmerische Vermögen sollen dadurch «geschützt» werden, dass die Vermögensabgabe nicht mehr als 35 Prozent des jährlichen Gewinns schlucken darf.

— Ausserdem soll wieder eine dauerhafte Vermögenssteuer eingeführt werden.

— Die Abgeltungssteuer für Kapitaleinkünfte soll abgeschafft werden, stattdessen sollen auch Kapitaleinkünfte mit der vollen Einkommenssteuerprogression belastet werden. Angesichts der niedrigen Zinsen und der fehlenden Berücksichtigung von Inflation bedeutet dies tatsächlich Substanzbesteuerung.

— Das Ehegatten-Splitting soll abgeschafft werden.

— Die Einkommenssteuer soll ab 60 000 Euro erhöht werden und bei 80 000 Euro die obere Linearzone des Steuertarifs von 49 Prozent erreichen. Zusammen mit der Ergänzungsabgabe bedeutet dies einen Spitzensteuersatz von 51,7 Prozent bereits für mittlere Einkommen.

Dieser Schwenk ist nicht ohne Ironie: Die letzten grossen Steuerreformen wurden unter Kanzler Schröder von einer rot-grünen Bundesregierung vorgenommen. In den beiden von Angela Merkel geführten Regierungen wurde daran nichts geändert. Mit diesem Widerspruch muss sich auch die SPD bei ihren Steuererhöhungsplänen auseinandersetzen.

Früher war die «Arbeitsteilung» zwischen SPD und Grünen anders: Die Umverteilung überliessen die Grünen gern der SPD. Nun wildern sie in deren Revier und versuchen auch hier den Igel zu geben. Dabei laufen sie das Risiko, dass ein Teil ihrer gutverdienenden Wählerschaft dann doch lieber CDU/CSU wählt. Offenbar sind die Grünen bestrebt, der SPD und der Linken möglichst viele Stimmen abzunehmen, um für eine gemeinsame Regierung mit CDU/CSU ihr Gewicht zu erhöhen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über den deutschen Wahlkampf.



Einsatz von Sarin? Syrische Opfer nach einem angeblichen Chemiewaffen-Angriff in Khan al-Asal, einem Vorort von Aleppo.

Obamas unscharfe Linie

Der Westen befürchtet, dass Präsident Assads Chemiewaffen in falsche Hände geraten könnten. Während die USA zaudern, bombardiert Israel den Erzfeind Syrien – um genau das zu verhindern. Was sind im Propagandakrieg um C-Waffen überhaupt gesicherte Fakten? *Von Kurt Pelda*

Wenn es um den Transfer von Kampfstoffen oder modernen Waffen an Terrorgruppen geht, fackelt Israel nicht lange. Am letzten Freitag und Sonntag bombardierte die israelische Luftwaffe Ziele in der Nähe der syrischen Hauptstadt Damaskus. Laut israelischen Medien ging es dabei darum, eine Lieferung von Boden-Boden-Raketen aus Syrien an die schiitische Hisbollah-Miliz im Libanon zu verhindern. Wie die syrische Regierung bestätigte, wurde dabei auch ein sogenanntes militärisches Forschungszentrum nordwestlich von Damaskus getroffen. In solchen Zentren werden nach Vermutung westlicher Geheimdienste nicht nur Trägersysteme wie Boden-Boden-Lenk-waffen entwickelt, sondern auch die zugehörigen Kampfstoffe. Die Hisbollah und Präsident Assad sind Alliierte im Kampf gegen die grossmehrheitlich sunnitischen Rebellen in Syrien. Israel hat immer wieder klargemacht, dass es

einen Transfer von Chemiewaffen oder modernen Raketen an die libanesische Partei Gottes mit allen Mitteln zu verhindern gedenke.

Eskalation im Bürgerkrieg

Dass das Assad-Regime über C-Waffen verfügt, bestätigte der damalige Regierungssprecher Dschihad Makdissi im letzten Sommer auf indirekte Weise. Damals sagte er, Syrien werde Giftgas nur im Fall eines Angriffs von aussen einsetzen. Spätestens seit dieser Pressekonferenz geistert durch die westlichen Medien die Angst vor einem syrischen C-Waffeneinsatz. Wie die USA immer wieder betonen, müsse aber vor allem verhindert werden, dass Massenvernichtungswaffen in falsche Hände gerieten. Damit sind Terrorgruppen wie al-Qaida oder die libanesische Hisbollah gemeint. Umgekehrt interpretiert heisst das nichts anderes, als dass sich Assads Giftgasbestände

derzeit offenbar in den richtigen Händen befinden – eine sonderbare Haltung.

Die Forschungszentren der syrischen Armee sind unter anderem dafür bekannt, ballistische Raketen wie die auf einem iranischen Vorbild basierende M-600 mit einer Reichweite von schätzungsweise 250 Kilometern zu entwickeln und zu produzieren. Sollten Kampfstoffe in die Gefechtsköpfe dieser Raketen gefüllt werden, wäre das eine tödliche Bedrohung für die israelischen Bevölkerungszentren.

In den letzten Monaten hat Präsident Assad eine Reihe ballistischer Raketen mit konventionellen Sprengköpfen auf Aleppo und benachbarte Ortschaften abfeuern lassen. Das war an sich schon eine Eskalation im Bürgerkrieg. Ob Assad es auch wagen würde, Raketen auf Israel abfeuern zu lassen – und sei es auch nur durch die Hisbollah im Libanon –, ist eine ganz andere Frage.

Während den Israeli Informationen ihrer Geheimdienste für die Rechtfertigung von Luftangriffen ausreichen, präsentiert sich die Situation für die USA und ihre europäischen Alliierten ganz anders. Spätestens seit dem Debakel um die irakischen Massenvernichtungswaffen sind westliche Geheimdienste unglaubwürdig, sobald es um C-Waffen geht. Präsident Obama befindet sich in einem Dilemma: Einerseits will er den Einsatz und die Weiterverbreitung von Kampfstoffen verhindern, andererseits kann er aber nur eingreifen, wenn eindeutige Beweise für den Einsatz oder den Transfer von Giftgas vorliegen. Bereits im letzten August warnte er Assad, dass es für die USA eine «rote Linie» gebe. Sollte Syrien Kampfstoffe einsetzen oder an Terrorgruppen weitergeben, werde eine Reaktion der USA nicht ausbleiben. Was das Überschreiten dieser Linie wirklich bedeutet, liess Obama aber offen. Vor kurzem ruderte er etwas zurück und präziserte, damit sei nicht automatisch eine Militärintervention in Syrien gemeint.

Was aber sind eindeutige Beweise? Um einen C-Waffeneinsatz zu belegen, brauche es Proben und eine lückenlose Beweiskette, die jede Manipulation ausschliesse, sagt der Chemiewaffenexperte Stefan Mogl vom Labor Spiez, dem schweizerischen Fachinstitut für ABC-Schutz. Mogl weiss, wovon er spricht, denn er hat jahrelang für die Organisation for the Prohibition of Chemical Weapons (OPCW) in Den Haag gearbeitet und leitet heute deren wissenschaftlichen Beirat. «Die Entnahme von Proben (z. B. Bodenproben) muss detailliert dokumentiert werden. Proben sind so zu versiegeln, dass eine unentdeckte Manipulation unmöglich wird. Die Probennahme sollte mit Foto- oder Filmaufnahmen festgehalten und diese zusammen mit den Proben dem untersuchenden Labor zur Verfügung gestellt werden.» Damit würde eine Untersuchung internationalen Standards entsprechen und Beweiskraft entfalten.

Einreiseperrre für Giftgasexperten

Aber auch wenn in Bodenproben Abbauprodukte von Kampfstoffen gefunden würden, sei es nochmals eine ganz andere Sache, zu belegen, welche Kriegspartei dafür verantwortlich sei, sagt Mogl. Der Nachweis des Nervengases Sarin mittels Blut- oder Urinproben sei zudem noch schwieriger. Mogl hält die Professionalität und Glaubwürdigkeit des britischen Defence Science & Technology Laboratory (DSTL) in Porton Down für sehr hoch. Dieses Labor hat Bodenproben aus Syrien untersucht und dabei Spuren von Sarin gefunden. Weil die Beweis- und Dokumentationskette aber nicht hieb- und stichfest ist, reicht das nicht aus. Das gab kürzlich auch der britische Verteidigungsminister Philip Hammond zu, als er sagte, die britischen Untersuchungen hätten überzeugende, wenn auch nicht schlüs-



Beweiskette: Syrien und seine Nachbarn.

sige Beweise für einen C-Waffeneinsatz in Syrien ans Licht gebracht.

Eine lückenlose Beweiskette, die auch international akzeptiert würde, könnte einzig die OPCW liefern. Eigentlich hat das Assad-Regime die Uno eingeladen, die Giftgasvorwürfe an Ort und Stelle zu untersuchen. Damaskus hat dabei die angebliche Kampfstoffattacke in Khan al-Asal, einem Vorort von Aleppo, vom 19. März im Visier. Das Regime beschuldigt die Rebellen, dort mit einer Giftgasrakete 25 Soldaten und Zivilisten getötet sowie mehr als achtzig Personen verwundet zu haben. Die OPCW möchte jedoch den Vorwürfen beider Kriegsparteien nachgehen (siehe Karte), was wiederum Damaskus verhindern will. Das Regime lässt das von ihm selber eingeladene Untersuchungsteam also nicht nach Syrien einreisen. Möglicherweise könnte die OPCW mit ihrem Expertenteam auch nachweisen, ob die syrischen Chemiewaffen Ähnlichkeiten mit im Ausland hergestellten C-Waffen aufweisen. Dies wiederum würde allenfalls Indizien liefern, welche Staaten Damaskus geholfen haben, Nervengase zu entwickeln. Sollte der Verdacht dabei zum Beispiel auf Russland fallen, hätte Moskau ein ernstes Problem, denn im Gegensatz zu Syrien hat Russland die internationale Konvention über das Verbot von C-Waffen unterzeichnet und ratifiziert.

Tragisches Versehen?

Obwohl bisher niemand schlüssige Beweise für einen C-Waffeneinsatz vorlegen konnte, sind die Medien voll von Spekulationen. Als Auslöser erwies sich ein Vortrag von Brigadegeneral Itai Brun, seines Zeichens Chef der Forschungsabteilung des israelischen Militärgeheimdienstes. Brun verwies auf Bilder von syrischen Opfern mit verengten Pupillen und Schaum vor dem Mund und wertete diese als Indizien, dass das Nervengas Sarin eingesetzt

worden sei. Auch er sprach vom Vorfall in Aleppos Vorort Khan al-Asal vom 19. März, doch zugleich zeigte Brun Bilder, die dreieinhalb Wochen später im kurdischen Stadtteil Scheich Maksud von Aleppo aufgenommen wurden. Es sind diese Art von (un)absichtlichen Verwechslungen, Fehlern und Widersprüchen, die den meisten Medien entgehen. Dabei haben beide Kriegsparteien allergrösstes Interesse, der jeweils anderen Seite den Einsatz von C-Waffen in die Schuhe zu schieben – notfalls auch mit gefälschten Indizien.

Dem syrischen Informationsminister Omran al-Zoubi unterlief ein ähnliches Missgeschick, das aber von keinem westlichen Medium als solches erkannt wurde. Noch am 19. März trat al-Zoubi vor die Presse und behauptete, die Rebellen hätten eine mit Kampfstoff bestückte Rakete von der Ortschaft Kafr Dael im Distrikt Neirab bei Aleppo auf Khan al-Asal abgeschossen. Wer Aleppo und Umgebung kennt, weiss aber, dass der Neirab-Distrikt beim internationalen Flughafen südöstlich der Wirtschaftsmetropole liegt, während sich der Ort Kafr Dael rund neunzehn Kilometer davon entfernt befindet – und zwar westlich von Aleppo. Eine Rakete konnte also unmöglich an beiden Orten gleichzeitig abgefeuert worden sein. Nicht weniger unglaubwürdig wirken die Aussagen verschiedener Rebellengruppen: Die einen sprachen von einem Angriff mit einer ballistischen Scud-Rakete, während ein von der Weltwoche am 20. März in Khan al-Asal befragter Zeuge auf einen Luftangriff verwies. Aber wenn dem so war: Hat Assad dann seine Soldaten mit Absicht bombardieren lassen, oder handelte es sich um ein tragisches Versehen eines Piloten?

Karussell der Spekulationen

An den Spekulationen beteiligt sich nun auch die ehemalige Bundesanwältin Carla Del Ponte, die im Rahmen einer Uno-Kommission Kriegsverbrechen in Syrien untersucht. Der Uno-Kommission lägen Zeugenaussagen von Ärzten, Flüchtlingen in benachbarten Ländern und Spitalmitarbeitern vor, dass Rebellen chemische Waffen eingesetzt hätten. Dabei lassen sich allein aufgrund von Vergiftungssymptomen keine eindeutigen Aussagen darüber machen, welcher toxische Stoff eingesetzt worden sei, erklärt der Chemiewaffenexperte Stefan Mogl. Der Grund: Vergiftungen mit Cholinesterase-Hemmern (z. B. Insektiziden) würden ähnliche Symptome auslösen wie militärische Nervenkampfstoffe. Die Unterscheidung werde erst durch die anspruchsvolle Analyse von kontaminierten Materialien (wie Kleidung der Opfer) oder klinischen Proben möglich, gibt Mogl zu bedenken. Ganz abgesehen davon ist die Beweiskraft von Zeugenaussagen und Youtube-Videos am geringsten, weil sie von interessierten Parteien am einfachsten zu manipulieren sind. ○

Krieg gegen die Eltern

Pubertierende Jugendliche können ihre Mütter und Väter zur Verzweiflung treiben. Oft sind die Eltern aber selber schuld, wenn sie von den eigenen Kindern nicht mehr ernstgenommen werden. Wie lassen sich die schlimmsten Fehler vermeiden?

Von Virginia Nolan

Die Krise begann mit schlechten Noten, die Nicole in der Oberstufe immer häufiger schrieb. Sie rutschte von der Sekundar- in die Realschule ab. Dort wurde sie richtig schlecht. Der Lehrer rief ständig an, weil Nicole* frech war oder sich weigerte, Prüfungen zu schreiben. Auf ein Elterngespräch folgte das nächste. Manchmal gelobte Nicole Besserung, doch es wurde nicht besser. Ihr Taschengeld gab sie für Partys und Kleider aus. Wenn es nicht reichte, bediente sie sich an den Brieftaschen der Eltern oder stahl aus dem Service-Portemonnaie der Schwester. Meist flog der Diebstahl auf. Es gab Diskussionen, Geschrei, Hausarrest, manchmal rutschte dem Vater die Hand aus. Nicole machte über tausend Franken Telefonschulden, warf Mahnungen in den Papierkorb, bis sich ein Inkassobüro meldete.

«Nicole konnte kein Nein akzeptieren», sagt ihre Mutter Anna. «Wenn sie Ausgehverbot hatte, flehte sie stundenlang darum, dass ich sie trotzdem gehen lasse. Immer versprach sie dafür eine Gegenleistung.» Manchmal, sagt Anna, habe sie nachgegeben. «Blieb ich hart, flippte Nicole aus.» Dann habe die Tochter losgeschrien, mit Gegenständen um sich gewor-

«Ungünstig ist es, wenn Kinder zu sehr behütet und kontrolliert werden.»

fen. Ihr Mann sei zu dieser Zeit beruflich sehr engagiert gewesen. «Er war nicht oft zu Hause. Den Ärger mit Nicole musste ich meist allein ausbaden und mir dann von ihrem Vater anhören, ich sei zu wenig konsequent.» Nicole wuchs mit ihrer älteren Schwester in einem kleinen Dorf auf. Der Vater führte eine Zimmerei, die Mutter arbeitete Teilzeit im Büro. Als Kind, sagt Anna, habe Nicole nie Kummer bereitet.

Notwendige Rebellion

Dass Pubertierende schwierige Zeitgenossen sind, ist eher die Regel als die Ausnahme. Aus entwicklungspsychologischer Sicht hat ihr hartnäckiger Widerstand den wichtigen Zweck, sich von den Eltern abzulösen. Wer auf eigenen Beinen stehen will, muss sich absetzen. Manche Jugendliche begnügen sich damit, die Nerven von Mutter und Vater durch schnoddrige Antworten, Faulheit und Un-

pünktlichkeit zu strapazieren. Andere reizen ihre Eltern mit dem Dauervorwurf, sie seien hoffnungslos out.

Pubertierende, sagt der Zürcher Psychologe und Psychotherapeut Allan Guggenbühl, holten sich die Zuneigung der Eltern nicht über Zärtlichkeit, sondern dadurch, ihren Vater und die Mutter immer und immer wieder zu ärgern. Von «periodischem Ärgern» allein kann bei gewissen Jugendlichen allerdings keine Rede sein. «Sie gehen so weit, bis die Eltern das Gefühl haben, sie seien gescheitert», sagt Guggenbühl.

Nicoles Rebellion wurde immer mehr zu einer Zerreißprobe. Sie bemühte sich gar nicht um eine Lehrstelle. Ihr Traumberuf, Kleinkinderzieherin, stand Lernenden erst ab achtzehn Jahren offen. Etwas anderes schloss sie kategorisch aus. Sie bewarb sich an einer Privatschule, die Jugendliche auf die Erzieherlehre vorbereitet und ihnen einen Ausbildungsplatz vermittelt. Die Schulkosten, 30 000 Franken, waren für die Eltern eine gewaltige Summe. Aber als ihre Tochter angenommen wurde, zögerten sie nicht.

«Haben wir alles falsch gemacht?»

Im Praktikumsbetrieb bekam Nicole viel Lob. Für die Eltern war es eine kurze Verschnaufpause. Als Nicole im Folgejahr die Schulbank drücken sollte, kam ein Anruf vom Rektor: Nicole fehle ständig im Unterricht, man erwäge einen Schulverweis. Das Schulgeld war bezahlt, die Tochter auf dem besten Weg, ihre letzte Chance zu vertun. Nicoles Mutter verleugnete ihre Prinzipien. «Ich log dem Rektor vor, dass sie tatsächlich ständig krank sei. Ich versuchte zu retten, was zu retten war.» Nachts im Bett dachte sie: «Haben wir alles falsch gemacht?»

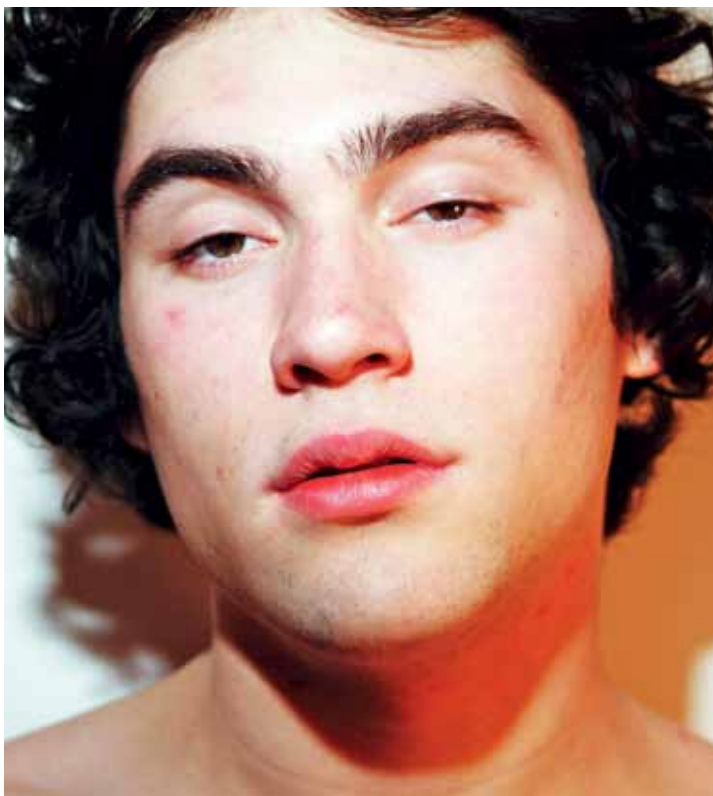
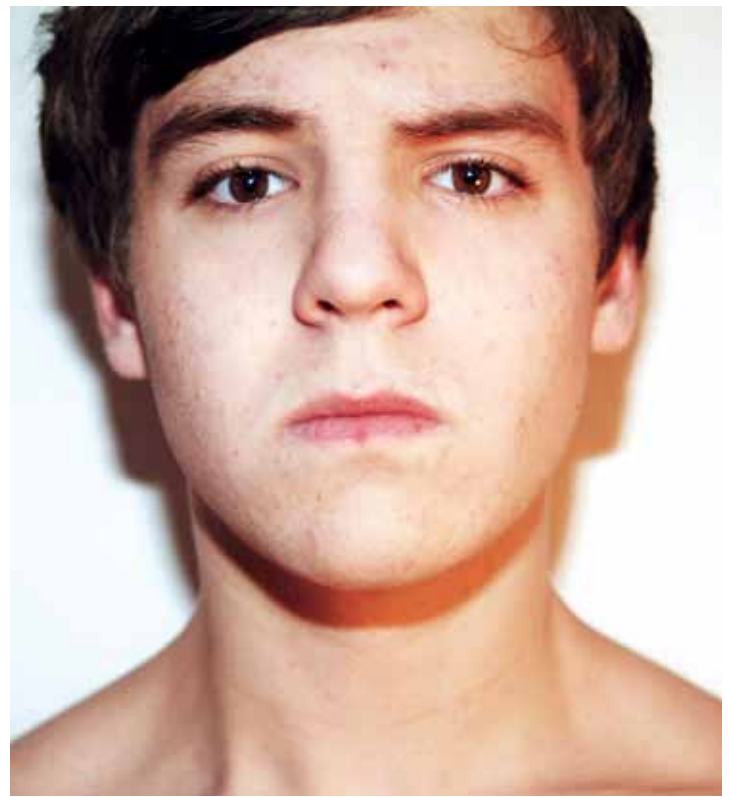
Liegt es an der Erziehung, wenn Jugendliche sich derart querstellen? Nichts weist darauf hin, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht pubertäre Krisen begünstigt, sagt Guggenbühl. Aber er habe die Erfahrung gemacht, dass die Erziehung eine wichtige Rolle spiele: «Ungünstig ist es, wenn Kinder zu sehr behütet und kontrolliert werden, wenn die Eltern ihnen alles abnehmen.» Es sei entscheidend, Kinder früh mithelfen zu lassen. Das fördere die Erkenntnis, dass von nichts auch nichts kommt. In japanischen Schulen etwa müssten bereits Sechsjährige



«Erziehen heisst, Reibungsfläche zu bieten.»

den Boden putzen und ihr Geschirr selbst abwaschen. «Kinder brauchen Aufgaben. Wer nichts von ihnen verlangt, darf sich nicht wundern, wenn sie sich mit vierzehn nichts mehr sagen lassen.»

Noch schlimmer, als die Kinder zu verhätscheln, sei allerdings, sie sich allein zu überlassen. Denn selbst dann, wenn Pubertierende ihre Eltern scheinbar verteufelten, müssten sie wissen, dass da im Hintergrund jemand ist, der zu ihnen schaut. «Sonst fühlen sie sich



verloren», sagt Allan Guggenbühl. Allerdings sei es für Eltern kein Zuckerschlecken, am Ball zu bleiben.

Davon können Elizabeths Eltern ein Lied singen. Ein Jahr vor der Matur schmiss ihre Tochter die Schule. Die Eltern drohten ihr, sie hinauszuerwerfen, wenn sie keine Lehrstelle suche. Diese fand Elizabeth dort, wo sie sich ohnehin am liebsten herumtrieb: in einem Modeladen. «Es war das erstbeste Angebot», erinnert sich die junge Frau, «und mir gefiel

die Vorstellung, Rabatt auf den Kleidern zu haben.»

Elizabeth wuchs als mittlere von drei Töchtern in einer mittelständischen Familie in Bern auf. Der Vater, Amerikaner, arbeitete als Techniker, die Mutter, Schweizerin, war Hausfrau. Elizabeth, sagt ihre Mutter, sei immer ein lebhaftes Kind gewesen, etwas forsch, zugleich sehr ängstlich – und die Gewissenhaftigkeit in Person: «Sie hielt peinlich genau Ordnung. Jeden Abend erstellte sie sich eine Checkliste,

nach der sie ihre Schultasche einordnete. Erst wenn überall ein Häkchen stand, ging sie schlafen.»

Ihr Pflichtbewusstsein und den Hang zur Häuslichkeit legte Elizabeth erst mit sechzehn ab, als sie ins Gymnasium wechselte. Sie freundete sich mit einer Klassenkameradin an, die sie in Bars und Diskotheken mitnahm. Ihr Geld gab sie nun für Kleidung und für den Coiffeur aus; dafür zahlte sie ihre Handyrechnungen nicht mehr. In einem Warenhaus orga-

nisierte sie sich eine Kundenkarte, die es ihr ermöglichte, auf Kredit einzukaufen. «Ständig hing etwas Neues im Kleiderschrank», erinnert sich Mutter Christine. «Elizabeth sagte, sie habe die Sachen geschenkt bekommen. Wir glaubten ihr nicht und fingen ihre Post ab.» Die ersten Betreibungen flatterten ins Haus. Das Resultat: über 3000 Franken Schulden. Die Eltern beglichen den Betrag und brummen der Tochter einen Teil davon zum Abstopfen auf. Elizabeth zahlte aber keinen Rappen zurück. «Wir hatten Angst, dass sie sich woanders Geld leihen würde, wenn wir ihr nicht helfen», sagt die Mutter.

Betteln statt arbeiten

«Oft lassen sich Jugendliche nur beeinflussen, wenn ihnen der Geldhahn zugedreht wird», sagt Allan Guggenbühl. «Wenn Eltern dadurch Schlimmeres befürchten, ist das allerdings heikel.» In jedem Fall täten sie jedoch gut daran, den Basisservice zu verweigern. «Dem Sohn oder der Tochter keine Wäsche mehr waschen, ihnen kein Essen kochen – bis eine Gegenleistung kommt. Viele Jugendliche reagieren darauf empfindlich. Leider mögen die meisten Eltern das nicht durchziehen.» Wenn die Fronten so verhärtet seien, dass der Teenager überhaupt keiner Aufforderung mehr nachkomme, helfe oft auch eine Auszeit, die der Jugendliche weg von zu Hause verbringe, bei einem temporären Arbeitseinsatz oder in einer Gastfamilie.

Manchmal allerdings müssen sich die Eltern auch einfach geschlagen geben. Wie im Fall des Mädchens, das sich mit fünfzehn für ein Leben auf der Strasse entschied und sich von niemandem davon abhalten liess. «Die Mutter musste mit ansehen, wie die Tochter betteln ging», sagt Guggenbühl. «Heute führt die junge Frau ein normales Leben. Eine Pubertätskrise, die extrem verläuft, muss nicht dramatisch enden. Nur in einem von zehn Fällen wächst sie sich zum dauerhaften Problem aus.»

Beunruhigend für die Eltern war auch Elizabeths Umgang. Einmal war das Mädchen verstört nach Hause gekommen. Sie sei, sagte sie ihrer Mutter, von einer Party abgehauen, auf die ihre Freundin sie mitgenommen habe. Dort seien lauter ältere Männer herumgestanden. Wenn Elizabeth telefonierte, lauschte ihre Mutter Christine nun mit. Auf dem Computer knackte sie das Benutzerkonto der Tochter – und fand eine Serie offensichtlich professioneller Fotos, die sie und ihre Freundin in Unterwäsche zeigten. «Uns wollte sie weismachen, sie hätten die Bilder per Selbstauslöser geschossen. Dann gab sie zu, dass sie einem angeblichen Model-Scout ins Studio gefolgt seien. Ich war nur noch schockiert.»

Christine kontrollierte die Post und das Bankkonto der Tochter. Sicherheit habe ihr das aber nicht gegeben: «Ich befürchtete, dass



Überforderte Psyche: Psychiater Winterhoff.

sie für ein Paar Jeans mit jemandem ins Bett steigen würde.» Elizabeth reagierte genervt auf die Sorgen ihrer Eltern. Sie habe immer wieder versucht, sich der Tochter anzunähern, sagt die Mutter. «Einmal lud ich sie ins Tessin ein. Sie kam mit, redete aber kaum mit mir. Stattdessen telefonierte sie ständig.»

Dauerhafte Respektlosigkeit

Treiben es die Jungen heute bunter als früher? «Blöd getan haben sie schon immer», sagt Guggenbühl, «nur landeten sie früher schneller auf dem Boden der Realität. Wer sich dauerhaft querstellte, wurde rausgeworfen. Heute hingegen kann pubertäres Verhalten gelegentlich bis 35 anhalten. Es geht ungeheuer lange, bis die Jungen erwachsen werden.»

«Heute hingegen kann pubertäres Verhalten gelegentlich bis 35 anhalten.»

Eine Ursache dafür liegt in der gesellschaftlichen Tendenz, den Start des Nachwuchses ins wirkliche Leben hinauszuzögern. «Wir bringen ihnen bei, dass erst mitreden kann, wer studiert und danach am besten noch ein paar Weiterbildungen gemacht hat. Statt sie aus dem familiären Nest zu werfen, dirigieren wir sie in eine Endlosschleife von Aus- und Weiterbildungen.» Bildung sei gut und recht, sagt der Psychologe, «aber wir hinterfragen sie nicht, sondern sagen kategorisch: je mehr, desto besser». Lebenstauglichkeit hängt aber nicht nur von guten Noten ab. Erwachsen wird, wer begreift, dass sein Verhalten unmittelbare Folgen hat und dass die Welt oft ungerecht ist. «Auf diese Herausforderungen

bereitet einen vor allem die akademische Ausbildung nicht unbedingt vor. Im Gegenteil: Oft schützt sie gar davor.»

Dass pubertärer Widerstand immer extremere Formen annimmt, glaubt der Bonner Jugendpsychiater Michael Winterhoff, Autor des Bestsellers «Warum unsere Kinder Tyrannen werden». Auch Winterhoff hält eine gewisse pubertäre Rebellion für normal. «Was ich aber seit einigen Jahren beobachte», sagt er, «ist eine dauerhafte Respektlosigkeit gegenüber allen Erwachsenen. Ich erlebe Jugendliche ohne Sozialkompetenz, die nur machen, wozu sie Lust haben, die Forderungen stellen, dafür aber nichts leisten wollen.» Er habe immer wieder mit Pubertierenden zu tun, die sich permanent verweigerten. Es sei nicht unüblich, dass bereits Elfjährige nicht mehr zur Schule gingen, weil sie dazu keine Lust hätten. «Das hat nichts mit einer pubertären Problematik zu tun, wird aber gerne als solche verkannt», sagt Winterhoff. Der wahre Grund sei ein anderer: «Wir haben immer mehr Jugendliche, deren psychischer Reifegrad auf dem Stand eines Zweijährigen stehengeblieben ist. Sie sind wie Kleinkinder, die im Erwachsenen noch nicht das Gegenüber erkennen können, das ihnen etwas zu sagen hat.»

Pubertät als Ausrede

Die Schuld dafür sieht Winterhoff nicht nur bei den Eltern, sondern auch in der gesellschaftlichen Entwicklung, die zu einer verhängnisvollen Erziehung verleiten kann: «Der technologische Fortschritt, das Schnelllebeige unserer Zeit, die Krisenszenarien und Katastrophenmeldungen: Das überfordert die Psyche», sagt der Psychiater. Viele Erwachsene seien tief verunsichert, weil ihnen eine positive Perspektive fehle. «Das Kind bietet sich dann zur Kompensation an. Es muss herhalten für meine eigene Unfähigkeit, Freude zu erleben. Ich fange dann an, das Glück meines Kindes für mein eigenes Glück zu halten, betrachte das Kind nicht mehr als eigenständiges Wesen, sondern als Teil meiner selbst.»

In so einer Symbiose kann seine soziale Psyche nicht reifen.» Wer sein Kind als Teil seiner selbst betrachtet, sagt nach Winterhoffs Erfahrung fast reflexartig ja, wenn es etwas will. Aus Sicht des Kindes werden Eltern so zu willenlosen Geschöpfen, die sich beliebig manipulieren lassen. «Es fängt damit an, dass Eltern es nicht schaffen, das Kleinkind links liegenzulassen, wenn es quengelt. Es ist, als würden sie dann seine Misere am eigenen Leib erfahren. Das halten sie nicht aus.» Mit zunehmendem Alter des Kindes verschärfe sich die Problematik. Und Eltern versuchten dort, wo eine Bestrafung des Fehlverhaltens nötig wäre, mit vernünftigen Argumenten etwas auszurichten. «Das funktioniert aber nicht», sagt Winterhoff. «Das Kind lernt durch Reaktionen, die

es beim anderen erzeugt. Nur so entwickelt es Frustrationstoleranz und Unrechtsbewusstsein.»

Eltern sind keine Freunde

Dass manche Kinder zu Problemjugendlichen werden, liegt nach Winterhoff meist nicht an der Pubertät, sondern an einer Störung der psychosozialen Reifung. Wäre ihnen mit mehr Härte beizukommen? «Gerade ihnen nicht», sagt Winterhoff, «dann drehen sie völlig ab, weil sie ja nicht gelernt haben, in Konfliktsituationen Zusammenhänge zu erkennen.» Es gehe nicht um Strenge, sondern darum, dass Eltern erkennen müssten, dass ihre Beziehung zum Kind auf einem falschen Konzept beruhe: «Ihnen muss klarwerden, dass sie nicht die besten Freunde ihrer Kinder sein können. Ihre Aufgabe ist es, das Kind anzuleiten und zu beschützen. Dieses Bewusstsein ist der Anfang aller Besserung.»

«Viele Mütter und Väter», beobachtet auch Allan Guggenbühl, «wollen keine Autoritäten mehr sein. Ihnen schwebt das Ideal vor, mit ihren Kindern eine Wohngemeinschaft zu führen. Sicher ist das symptomatisch für eine Gesellschaft, in der Jungbleiben oberste Maxime ist. Heute müssen die Jungen mit Alten leben, die sich ihnen immer mehr angleichen. Möglicherweise verhalten sich Jugendliche heute extremer, damit die Abgrenzung von den Eltern überhaupt möglich ist.»

Einen ähnlichen Verdacht hegt Katrin Aklin, Familiencoach und Schulleiterin bei der Zürcher Stiftung OPA, die sich um junge Männer mit auffälligem Sozialverhalten kümmert. «Ich beobachte, dass viele Probleme, die anderswo wurzeln, auf die Pubertät abgeschoben werden», sagt Aklin. Allerdings hält sie den gesellschaftlichen Jugendwahn nicht für den einzigen Grund der Abgrenzungsschwierigkeiten von Teenagern: «Fast

jede zweite Ehe wird geschieden. Das betrifft enorm viele Kinder. Oft fällt die Trennung mit deren Pubertät zusammen. Bei Alleinerziehenden, meist Frauen, findet dann ein Bruch statt. Viele Frauen machen sich nach der Scheidung auf die Suche nach einem neuen Partner. Andere wollen oder müssen im Beruf noch einmal durchstarten. Die Mutter ist also plötzlich mit denselben Themen konfrontiert wie ihre Kinder. Es geht auch bei ihr darum, einen neuen Platz in der Welt zu finden. Das birgt Schwierigkeiten.»

Im besten Fall gelingt es der Frau nach Aklins Erfahrung, so gut wie möglich nach dem Wohl der Kinder zu handeln. Im schlechtesten ist der Nachwuchs mit einer Mutter konfrontiert, die sich wieder ins Nachtleben stürzt oder sich in stundenlangen Chat-Sitzungen verliert, sich kleidet wie die Tochter oder zu Hause alle paar Wochen einen neuen Mann vorführt. «Das sind definitiv Dinge, die Ju-

Vielen Eltern «schwebt das Ideal vor, mit ihren Kindern eine Wohngemeinschaft zu führen».

gendliche als ihre eigenen betrachten», sagt Aklin. «Die Gefahr, dass sie den Respekt vor der Mutter verlieren, ist gross.»

Auch Katrin Aklin stellt fest, dass Pubertierende, die als problematisch gelten, oft diejenigen sind, denen als Kind sämtliche Steine aus dem Weg geräumt wurden: «Sie wollen immer gleich Resultate sehen, haben keinen Durchhaltewillen. Weil ihnen ständig jemand sagte, was zu tun ist, können sie kaum eigenständig denken. Wenn an einer Kreuzung einmal die Ampel ausfallen sollte, wüssten sie nicht, wann sie laufen oder stehen bleiben sollen.»

«Erziehen heisst, Reibungsfläche zu bieten», sagt die dreifache Mutter. «Das kann un-

geheuer anstrengend sein.» Sie selbst steht mit dem mittleren Sohn oft auf Kriegsfuss, weil er die Hausregeln mit Füßen tritt. Was tut sie dagegen? «Unermüdlich einfordern, und reagieren, wenn das nicht geschieht.» Sie habe schon drei Stunden im Zimmer des Neunzehnjährigen gesessen, weil er nicht aufräumen wollte. «Ich sagte: Ich gehe erst wieder, wenn du es gemacht hast. Solche Aktionen kosten Nerven. Das Gute daran ist, dass man sie meist nicht wiederholen muss.»

Manchmal reichen gute elterliche Nerven nicht aus. Vor kurzem teilte Aklin ihrem Sohn mit, dass er im Sommer ausziehen muss, obwohl er noch Schüler ist. «Zur Einsicht, dass zum Zusammenleben der Beitrag jedes Einzelnen gehört, wird er eher kommen, wenn Gleichaltrige ihn kritisieren, nicht die Mutter, mit deren Ärger er offensichtlich leben kann. Irgendwann müssen unsere Kinder mit dem Rucksack, den sie von uns mitbekommen haben, allein weiterlaufen.»

Elizabeth und Nicole haben es geschafft. Nicole, heute 24, schloss ihre Lehre ab und arbeitet als Kleinkinderzieherin. Ihre Flausen, sagt sie, habe sie in der Lehre schnell abgelegt: «Ich war abends so müde, dass ich weder ausgehen noch streiten mochte.» Elizabeth, 25, merkte nach Abbruch des Gymnasiums, dass Mode zu verkaufen sehr viel anstrengender ist, als sie zu tragen. Sie schloss ihre Lehre dennoch ab. Heute arbeitet sie Teilzeit und holt die Matura nach.

* Alle Namen geändert

Michael Winterhoff: Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Gütersloher Verlagshaus. 190 S., Fr. 25.90

Virginia Nolan ist freischaffende Journalistin in Zürich und Redaktorin beim Elternmagazin *Fritz + Fränzi*

Die Schweiz - unsere Heimat.

Volg ist im Dorf daheim – nun auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten sind wir in Berg und Tal präsent und pflegen typisch schweizerische Werte. Mit ein Grund, warum sich immer mehr Kunden im Volg heimisch fühlen.

Volg. Im Dorf daheim.



Volg
frisch und freundlich

Spitzenplatz auf der A-Liste

Emma Stone hatte das Glück, erst als Twen berühmt zu werden. Seither macht sie in Hollywood die Karriere, die jeder von Lindsay Lohan erwartete. Ihr Aussehen und ihr Talent sind verblüffend ähnlich.
Von Beatrice Schlag



Einzigartiger Instinkt: Schauspielerinnen Stone.

Sie hat das runde Gesicht einer leicht pumpeigen Frau, die Stimme einer fünfzigjährigen Raucherin und den feingliedrigen Körper eines hochgeschossenen Jungen, der zu schnell gewachsen ist. Emma Stone, 24, Hollywoods gegenwärtiges It-Girl, ist eine junge Frau, die das «It» hoffentlich beerdigt. Denn nichts an ihr entspricht den Konventionen. Sie sieht nicht aus wie ein Model, das zufällig Filme dreht. Dass ihr ein einzigartiger Instinkt für Mode auf dem roten Teppich nachgesagt wird, der sie weltweit zum Stilvorbild in Frauenzeitschriften macht, ist nach ihren Aussagen nicht ihr Verdienst. «Meine Stylistin Petra Flannery ist diejenige, die etwas von Mode versteht. In meinem eigenen Kleiderschrank gibt es vor allem Jeans, T-Shirts und Pullover.» Flannery, die auch für Mila Kunis, Claire Danes und Megan Fox arbeitet und zu den einflussreichsten Stylistinnen Hollywoods gehört, widerspricht: «Emma versteht blitzschnell, was in Sachen Mode zu ihr passt und was nicht.»

Wem immer das Verdienst gebührt: Aufsehenerregende Kleidung allein macht aus einer Schauspielerin keinen Star. Emma Stone wurde einer, weil sie Rollen spielen kann, die sehr komisch sind und trotzdem nicht nur zum Lachen. Für ihre bisher grösste ernsthafte Rolle, als Journalistin in «The Help», einer Geschichte über Rassendiskriminierung im Süden der USA in den sechziger Jahren, wurde sie mit zahlreichen Preisen und Nominierungen ausgezeichnet. Und als junge Juristin, die den reichen und sehr attraktiven Frauenhelden Ryan Gosling in «Crazy, Stupid, Love» plötzlich anhänglich werden lässt, schaffte sie, was niemand erwartete: von Goslings unverschämter Sexiness nicht in den Schatten gestellt zu werden, sondern glaubhaft zu machen, dass auch der erfolgreichste Womanizer ihretwegen den Kopf verlieren kann.

«Ein schreckliches Kompliment»

Definitiv auf einen der Spitzenplätze von Hollywoods A-Liste wurde Emma Stone im letzten Jahr katapultiert. Der Blockbuster «The Amazing Spider-Man», von Kritikern und Publikum gleichermaßen gelobt, spielte weltweit über 750 Millionen Dollar ein. Es war ein riskantes Unternehmen: Nach drei Folgen unter der Regie von Sam Raimi übernahm der vor allem für seine Musikvideos bekannte Marc Webb. Und statt Tobey Maguire als Spider-Man/Peter Parker und Kirsten Dunst als Mary Jane hiessen die beiden Hauptdarsteller Andrew Garfield und Emma Stone. Der dreissigjährige Garfield, in Grossbritannien aufgewachsen, war zwar in seiner Heimat ein berühmter Schauspieler, aber in den USA kannte man ihn nur von seiner Rolle als Zuckerberg-Freund und Mitbegründer von Facebook in «The Social Network». Zwar schrieb *Rolling Stone* schon damals, man solle Garfield im Auge behalten, denn er sei «unverschämt gut». Aber würde er als Spider-Man

funktionieren? Und war Emma Stone nicht vor allem eine Komödiantin?

Nach der Premiere 2012 wurde vor allem die Chemie zwischen den beiden Schauspielern jubelt, jene schwer zu fassende Grösse, die ein Paar auf der Leinwand glaubhaft macht oder eben nicht. Dass die beiden seit den Dreharbeiten auch privat zusammen sind, tat der Publicity ebenso wenig Abbruch wie Garfields *People*-Wahl zu einem der «Sexiest Men Alive» im gleichen Jahr. «Keine allzu schäbige Partnerwahl, oder?», spottete sie in einem Interview mit *Vulture Magazine*. Viel mehr will sie darüber nicht sagen. «Ich hasse es, eine Schauspielerin zu sein, die sagt, sie rede nicht über ihr Privatleben. Ich war als Kind so ein Filmfan und wollte alles über Schauspieler wissen. Deswegen verstehe ich, dass ich danach gefragt werde. Und wenn das Tonband nicht zwischen uns stehen würde, hätte ich keine Hemmungen, darüber zu sprechen. Aber ich möchte nicht unbedingt, dass die halbe Welt davon erfährt.»

Als Emma Stone nach drei Filmhits hintereinander gelegentlich als die neue Julia Roberts bezeichnet wurde, wehrte sie energisch ab: «Das ist ein schreckliches Kompliment. Julia Roberts ist immer noch da. Die neue Julia Roberts heisst Julia Roberts. Und sie ist grossartig. Ich weiss, dass es als Lob gemeint ist. Aber wer so etwas sagt, ist verrückt.»

Sie schafft es, dass auch der erfolgreichste Womanizer ihretwegen den Kopf verliert.

Mehr Verständnis hat sie dafür, dass sie ständig mit Lindsay Lohan verglichen wird. Die beiden Frauen sind fast gleich alt, ausnehmend talentiert, haben eine auffallend raue Stimme und sind gross, grünäugig, rothaarig und voller Sommersprossen. Allerdings ist Emma Stone von Natur aus blond und wurde erst auf Wunsch von Regisseuren ein Rotschopf. «Ich bin also die falsche Lohan», sagt sie, «Lindsay ist das Original.» Aber bekanntlich verkraftete Lohan nach ihren von ehrgeizigen Eltern angetriebenen Filmerfolgen bei Disney als Kind und später als Teenager ihren Ruhm schlecht. Sie stolpert seit Jahren von Disco zu Disco und von Entzug zu Entzug. Die junge Frau, von der Filmkritiker Roger Ebert einmal schrieb, ihre intensive Konzentration und ihre weit über ihr Alter hinausgehende Ernsthaftigkeit erinnerten an Jodie Foster, findet heute kein Studio mehr, das bereit ist, sie zu versichern.

Dennoch ist der Vergleich zwischen den beiden nicht abwegig. Während Lohan nur noch Klatschbedürfnisse stillt, kann man die schauspielerischen Qualitäten, für die man sie vermisst, inzwischen auf Emma Stone übertragen. Sie macht heute die Karriere, die man noch vor ein paar Jahren Lindsay Lohan zutraute. «Aber auch an meine Fersen wird sich irgend-

wann eine rothaarige 22-Jährige heften», sagte Stone in einem Interview, «es ist unvermeidlich, man kann nichts dagegen tun.»

Lichtblick einer drögen Show

Anders als Lohan war Emma Stone kein Kinderstar, obwohl sie schon früh auf der Bühne stand. Ihre Stimme, sagt sie, sei damals noch tiefer gewesen. Sie litt als Säugling unter heftigen Koliken und schrie sich vor Schmerzen die Seele aus dem Leib. Die Folge waren Verdickungen auf ihren Stimmbändern: «Ich musste zur Sprechtherapie, um mit einer höheren Stimme reden zu können, aber ganz ging es nicht weg.» Sie sei, sagt Stone, ein furchtbar lästiges und lautes Kind gewesen, das vom Lehrer für ein Kindertheater empfohlen wurde, weil er hoffte, das werde sie beruhigen oder ihr wenigstens einen Grund geben, laut zu sein. «Als ich zum ersten Mal Lacher bekam», sagt die in Scottsdale, Arizona, aufgewachsene Tochter eines Bauunternehmers und einer Hausfrau, «wusste ich, was ich werden wollte.»

Mit fünfzehn überzeugte sie ihre Mutter, mit ihr nach Los Angeles zu ziehen und sie dort zu Hause zu unterrichten, damit sie für Filmrollen vorsprechen konnte. Ausser im Pilotfilm der Reality-Show «The New Partridge Family» bekam sie wenige Rollen. Den ersten nennenswerten Erfolg hatte sie 2009 mit der Komödie «Zombieland». Ein Jahr später kam ihre Karriere richtig in Schwung, als sie in «Easy A» die bis dahin unscheinbare Studentin Olive spielte, die mit ihrem schwulen Freund hinter verschlossenen Türen aus Gefälligkeit einen lautstarken Geschlechtsverkehr mimt und damit zur vermeintlichen Sexbombe wird, um die sich jeder reisst. 2011 folgten «Crazy, Stupid, Love» und «The Help». Zahlreiche Kritiker waren überzeugt, eine Oscar-Nominierung sei ihr sicher. Obwohl sie sie nicht bekam, wurden Millionen von Zuschauern bei der Oscar-Verleihung 2012 auf sie aufmerksam. Ihr Sketch-Auftritt neben Ben Stiller als peinliche Jungschauspielerin, die kaum mehr vom Mikrofon wegzuzerren ist, galt als Lichtblick der ansonsten eher drögen Show. Gegenwärtig filmt sie mit dem mexikanischen Regisseur Alejandro González Iñárritu («Amores Perros»), danach folgt «The Amazing Spider-Man 2». Nächstes Jahr wollen Woody Allen und Cameron Crowe mit ihr arbeiten.

Dass die Schauspielerin von ihren Kollegen oft als «Old Soul» bezeichnet wird, überrascht sie nicht: «Ich hatte immer eine spezielle Beziehung zu älteren Männern. Nichts Komisches, keine sexuelle Anziehung, aber eine enge Verbundenheit.» Spider-Man-Regisseur Marc Webb hat eine andere Theorie: «In Wahrheit ist sie ein 48-jähriger Mann, der genau weiss, wie man die perfekte Frau darstellt.» Der Gedanke begeistert sie: «Dann kann ich schlechtgelaunt sein, wann immer ich will. Weise auch.» ○

«Männer jagen nun einmal»

Ihre Wickelkleider machten sie berühmt, mit Richard Gere war sie liiert, und Michelle Obama sorgte für den grössten Triumph ihres Lebens: Ein Gespräch mit der schillernden Modeschöpferin Diane von Fürstenberg über Karriere, Liebschaften und plastische Chirurgie. *Von Sven Michaelsen*

Frau von Fürstenberg, was immer Sie die Journalisten auch fragen, in Ihren Antworten taucht meistens Ihre Mutter auf. Warum?

Meine Mutter war Jüdin und lebte in Brüssel. Mit zwanzig Jahren wurde sie mitten in der Nacht aus ihrem Versteck geholt und in einem Viehwaggon nach Polen gebracht. Als sie vor dreizehn Jahren starb, fand ich in ihrem Nachlass ein Kuvert mit der Aufschrift «Lily 1944». Es enthielt ein Stück Pappe, auf das sie im Mai 1944 mit abgebrannten Streichhölzern eine Botschaft an ihre Eltern geschrieben hatte: «Liebe Mami, lieber Papi, eure kleine Lily weiss nicht, wohin man sie bringt, aber sie geht mit einem Lächeln.» Das erklärt, wer ich bin: nicht die Tochter eines Nazi-Opfers, sondern einer Frau, die mit einem Lächeln ins KZ ging.

Was wurde aus Ihrer Mutter?

Sie war vierzehn Monate lang Zwangsarbeiterin in verschiedenen KZ, darunter Auschwitz-Birkenau. Als sie mit 21 Jahren von russischen Soldaten aus dem KZ Neustadt-Glewe befreit wurde, wog sie nur noch 49 Pfund. Obwohl Ärzte ihr sagten, eine Schwangerschaft bedeute ihren Tod, brachte sie mich am 31. Dezember 1946 zur Welt. Wenn ich Geburtstag hatte, schickte sie mir jedes Mal die gleiche Karte: «Gott hat mein Leben verschont, damit ich dir deins schenke. Du trägst die Fahne der Freiheit.»

Hat Ihre Mutter über ihr Leben im KZ gesprochen?

Sie wollte keine Schwere in mein Leben bringen, deshalb hat sie geschwiegen. Wenn sie doch einmal von den Lagern erzählte, sprach sie von der Kameradschaft unter den Häftlingen und ihrem dauernden Heisshunger auf Spaghetti. Die eintätowierten Häftlingsnummern auf ihrem Arm liess sie entfernen, und vom Wiedergutmachungsscheck, den sie vom deutschen Staat bekam, kaufte sie sich einen Pelzmantel.

Welche Eigenschaften von Ihnen führen Sie auf Ihre Mutter zurück?

Mein schlechtes Gedächtnis für Schmerz und Leid. Meine Mutter war ein durch und durch positiver Mensch und hatte keinerlei Verständnis für Jammerei. Ihre Lebensphilosophie war, dass man Katastrophen in etwas Positives verwandeln kann – eine Tür

schliesst sich, eine andere geht auf. Furcht, sagte sie mir immer, ist keine Option. Als ich im Dunklen Angst bekam, sperrte sie mich in einen Kleiderschrank. Nach ein paar Minuten holte sie mich raus und sagte: «So, jetzt weisst du, dass in der Dunkelheit keine Monster lauern.» Das war schwarze Pädagogik, aber es hat funktioniert.

Die Fotos, die man von Ihnen kennt, zeigen Sie als exotische Schönheit mit rabenschwarzem Haar, Kleopatra-Augen, hohen Wangen und beneidenswerten Beinen. Waren Sie ein hübsches Kind?

Nein. Vielleicht sollte ich sagen: Gott sei Dank nein. In meiner Schule in Brüssel hatten alle blaue Augen und glattes, blondes Haar. Nur mir standen schwarze, krisselige Locken vom Kopf ab. Deshalb fühlte ich mich hässlich und unsicher. Heute weiss ich, dass es ein Vorteil ist, wenn sich ein junges Mädchen nicht auf seiner Schönheit ausruhen kann. Ich war streng mit mir und habe mir viel abverlangt. Während sich meine Freundinnen in Komplimenten sonnten, las ich Bücher, um wenigstens ein interes-

«Es ist ein Vorteil, wenn sich ein junges Mädchen nicht auf seiner Schönheit ausruhen kann.»

santer Gesprächspartner zu sein. Ich hatte weder Puppen noch andere Spielzeuge, und wenn ich nicht las, sagte ich vor dem Spiegel Monologe aus Theaterstücken auf. Ich konnte es kaum erwarten, endlich zu den Erwachsenen zu gehören, denn wenn man klein ist, entscheiden immer andere für einen. Meine Lebensziele hiessen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung.

Mit achtzehn lernten Sie Ihren späteren Mann Egon Prinz zu Fürstenberg kennen. Wo sind Sie auf den damals noch ein wenig babygesichtigen Adelsspross gestossen?

Wir wurden uns in einem Nachtclub vorgestellt. Ich fand ihn ein wenig kindisch, aber seine Unbeholfenheit rührte mich. Liebe wurde es erst drei Jahre später, als wir beide in New York lebten. Sein Tempo nahm einem den Atem. An einem durchschnittlichen Abend besuchte er drei Cocktailpartys, ein Dinner, zwei Bälle und eine Schwulenbar.

Mit 21 waren Sie schwanger.

Egon war in Hongkong, als ich das Testergebnis bekam. In einem Telegramm fragte

ich ihn, ob ich abtreiben solle. Seine Antwort war: «Nein. Organisiere die Hochzeit, so schnell wie möglich. Liebe und Küsse.»

Sie entstammen einer gutsituierten Mittelschichtfamilie mit griechisch-russischen Wurzeln. Befand der Fürstenberg-Clan, dass Egon unter Stand heiratete?

Man war nicht glücklich, dass nach 900 Jahren erstmals jüdisches Blut in den Stammbaum kam. Egons Mutter, Clara Agnelli, gehörte zur Eigentümerfamilie von Fiat. Deshalb wurde hinter vorgehaltener Hand gezischelt, ich sei auf ein grosses Vermögen und einen Adelstitel aus. Egons Vater, Prinz Tassilo, kam zwar zur Hochzeitszeremonie, dem anschliessenden Empfang aber blieb er demonstrativ fern.

Stimmt es, dass Egon seinem Vater als Stimmungsaufheller ein Freudenmädchen aufs Hotelzimmer schickte?

Ja. Das war Prinz Tassilos Art, Kompromisse zu schliessen.

Binnen dreizehn Monaten brachten Sie zwei Kinder zur Welt und gründeten ohne Vorkenntnisse ein Modelabel, das auf Anhieb Erfolg hatte. Respekt.

Eine Woche nach der Entbindung habe ich jeweils schon wieder gearbeitet. Mit 24 Mutter von zwei Kindern zu sein, war mir nicht genug. In mir brannte ein Feuer. Ich wollte Egons Familie beweisen, dass ich keine Schmarotzerin bin. In den ersten Monaten war ich meine einzige Angestellte. Die Kleider lagerten im Esszimmer unseres Apartments, die Models borgte ich mir von einer Modeschule.

Hat Ihr Prinzgemahl Ihre Firmengründung finanziert?

Nein. Ich hasse nichts mehr, als einen Mann um Geld zu bitten. Als ich eines Tages die Rechnungen nicht bezahlen konnte, habe ich den Diamantring versetzt, den Egon mir zur Geburt unserer Tochter geschenkt hatte. Man kann mit einem Mann nur glücklich sein, wenn man ihn verlassen und für sich selbst sorgen kann.

Sie trugen damals meist Hot Pants und High Heels. Die Mode, die Sie verkauften, war konservativer.

Meine Entwürfe waren das Gegenteil von Haute Couture und revolutionärem Design. Mode für elitäre Frauen gab es bereits genug. Ich entwarf praktische, preiswerte Jerseykleider für jeden Tag, waschbar und bügelfrei, aber trotzdem feminin und sexy. >>>



«Ich hasse nichts mehr, als einen Mann um Geld zu bitten»: Diane von Fürstenberg, 66.

Der amerikanische Modedesigner Halston sagte einmal über Sie: «Sie hätte ihren Weg auch dann gemacht, wenn ihr Name Diane Schmaltz wäre.» Teilen Sie diese Einschätzung?

Egon gab mir den Titel, eine Million Kontakte und stellte mich der *Vogue*-Chefredaktorin Diana Vreeland vor. Ich sehe aber keinen Grund, ihn dafür verantwortlich zu machen, dass ich mit 28 Jahren sechzig Millionen Dollar Umsatz machte.

1976 waren Sie auf dem Cover von *Newsweek*. Sie trugen Ihre bis heute berühmteste Kreation: ein Wickelkleid für 75 Dollar, das heute in jedem Modemuseum hängt. Wie kamen Sie auf diese Idee?

Beim Fernsehen. Als ich sah, dass Richard Nixons Tochter Julie eine Wickelbluse und einen Rock von mir trug, dachte ich: «Warum machst du aus zwei Teilen nicht eines?» Die Umsätze gingen durch die Decke. Ich verkaufte bis zu 25 000 Wickelkleider pro Woche und hatte auf einmal hundert Mitarbeiter. Hausfrauen in den Vorstädten trugen mein Kleid ebenso selbstverständlich wie Candice Bergen, Angela Davis und Gloria Steinem.

Sie führten ein Jetset-Leben zwischen Cortina d'Ampezzo, der Costa Smeralda, Fire Island und Ihrem Apartment in der New Yorker Park Avenue. Zu Ihren Abendgesellschaften erschienen Jack Nicholson, Dino de Laurentiis, Fran Lebowitz, Bob Colacello, Paloma Picasso, Andy Warhol, Loulou de la Falaise, Marisa Berenson und Kenny Lane.

Der Glitzerglanz eines Adelstitels reizte die Fantasien der New Yorker Gesellschaft. Ich war ein bestauntes Unikat, denn eine Jetset-Prinzessin, die jeden Morgen zur Arbeit geht und ihr eigenes Geld verdient, das gab es bis dahin nicht.

Warum scheiterte Ihre Ehe nach dreieinhalb Jahren?

Der Auslöser war eine Titelgeschichte im Magazin *New York*. Auf dem Cover hiess es: «Das Paar, das alles hat. Ist alles genug?» Der Ton der Geschichte war unnötig gehässig, aber der Inhalt stimmte. Erstmals sah ich meine Ehe mit fremden Augen, und der Anblick schockierte mich.

Sie sagten dem Reporter: «Leidenschaft in einer Ehe verpufft nach einer Weile. Finden Sie es aufregend, wenn Ihre linke Hand Ihre rechte Hand berührt?»

Egon gab öffentlich zu, Affären zu haben, und ich war nicht besser. Plötzlich kam mir unsere Ehe oberflächlich und abgeschmackt vor. Als Egon überlegte auszuweichen, bestärkte ich ihn. Mit 26 stand ich plötzlich als alleinerziehende, berufstätige Mutter da, aber endlich war ich die unabhängige Frau, die ich seit meinen Kindertagen sein wollte.

Was kostete Egon die Scheidung?

Nicht einen Dollar. Ich verachte Frauen, die Alimente kassieren, obwohl sie keine brauchen. Als äusseres Zeichen meiner Unabhängigkeit schenkte ich mir zum Geburtstag eine 200 Jahre alte Farm mit 23 Hektar Land in Connecticut. Zu meinem 30. Geburtstag schenkte ich mir ein 16-Zimmer-Apartment mit Blick auf den Central Park.

Als Steve Rubell und Ian Schrager 1977 das «Studio 54» eröffneten, zählten Sie zu den ersten Gästen. Wie wirkte der Klub auf Sie?

Eine Woche nach Eröffnung bat Halston, den Klub ausnahmsweise an einem Montagabend zu öffnen, um Bianca Jagger an ihrem 27. Geburtstag mit einer Party zu überraschen. Als Bianca vor den Augen von Truman Capote, Liza Minnelli und Andy Warhol in ihrem roten Abendkleid ein weisses Pferd bestieg, war mir klar, der Laden wird berühmt. Dass er nach ein paar Wochen zum besten Aufrissort der Welt wurde, lag vor allem an der ungewohnten Einlasspolitik. Am Eingang mit einem Fünzigdollarschein zu wedeln, war zwecklos. Die Türsteher liessen nur Celebrities und glamouröse Nobodys rein.

Sie wurden Dauergast im «Studio 54.» Wie ging das mit Ihren Verpflichtungen als Mutter und Firmenchefin zusammen?

Nach dem Abendessen mit meinen Kindern telefonierte ich bis Mitternacht mit Geschäftspartnern in Kalifornien und Asien. Dann zog ich mir Cowboystiefel an, fuhr mit meinem Mercedes in eine Parkgarage in Midtown und betrat den Klub wie ein Cowboy einen Saloon. Ich holte mir ein Bier und zog meine Runden. Zwei Stunden später fuhr ich zu meinen Kindern zurück.

Die Tanzfläche war mit einem Kokainlöffel dekoriert. Waren Sie Kokserin?

«Ich verachte Frauen, die Alimente kassieren, obwohl sie keine brauchen.»

Nein. Ich habe viele Jahre Pot geraucht, aber im Vergleich zu meinen Freunden war mein Konsum moderat. Zu beichten hätte ich höchstens, dass ich öfter mal *stoned* mit dem Auto vom Klub nach Hause gefahren bin.

Im New Yorker Nachtleben hatten Sie den Beinamen «Diane the Huntress». Männern, die eine Beziehung mit Ihnen wollten, rieten Sie, sich den Song «Love Stinks» von der J. Geils Band anzuhören.

Meinen Beinamen hatte ich mir verdient. Ich wollte ein Männerleben in einem Frauenkörper – und Männer jagen nun einmal. Es kickte mich, die traditionellen Geschlechterrollen auf den Kopf zu stellen. Sie als Mann wissen doch, dass zwei Stunden ausreichen, um sich in einem Klub jemanden fürs Bett auszusuchen.

Diane von Fürstenberg

Die Tochter einer jüdischen KZ-Überlebenden wuchs als Diane Simone Michelle Halpin in Brüssel auf. Mit achtzehn lernte sie ihren späteren Mann Egon Prinz zu Fürstenberg kennen, der sie in den internationalen Jetset einführte. Als sie mit Anfang zwanzig Mode entwarf, gelang ihr ein kometenhafter Aufstieg, der sie aufs Cover des amerikanischen Nachrichtenmagazins *Newsweek* brachte. Ende der Siebziger war sie mit dem Hollywood-Star Richard Gere zusammen, in den 1980er Jahren wurde sie Dauergast im New Yorker «Studio 54», dem berühmtesten Nachtclub der Welt zu jener Zeit, und machte als erotomaner Vamp von sich reden. Nachdem von Fürstenberg ihr Modelabel durch wahllose Lizenzvergabe ruiniert hatte, gelang ihr in den neunziger Jahren ein triumphales Comeback. Ihre bis heute berühmteste Kreation ist ein Wickelkleid, das ursprünglich lediglich 75 Dollar kostete und heute in jedem Modemuseum zu finden ist. Seit 2001 ist die 66-jährige Designerin mit dem milliardenschweren Medientycoon Barry Diller verheiratet.

Ende der Siebziger waren Sie mit Schauspieler Richard Gere liiert. 1980 schrieben Sie bei einem Strandspaziergang auf Bali um fünf Uhr morgens mit grossen Buchstaben «Vergiss Richard» in den Sand. Warum?

Richard war eine Obsession für mich geworden. Ich fühlte mich abhängig von ihm, und da ich es hasste, die Kontrolle zu verlieren, habe ich ihn aus meinem Leben exorziert.

Haben Sie je Liebesschmerz empfunden, von dem Sie dachten, er bringt Sie um?

Ich habe gelitten, mich abgewiesen und mies behandelt gefühlt. Ich habe es aber nie zugelassen, dass ein Mann mein Herz bricht.

1977 stand Ihre Firma plötzlich vor dem Bankrott. Was war schiefgelaufen?

Von Ende der Siebziger bis Ende der Achtziger war ich eine miserable Geschäftsfrau. Ich vergab wahllos Lizenzen für alles Mögliche, ob Koffer, Schuhe, Modeschmuck oder Bettwäsche. Die Qualität und der Look der Produkte waren oft dubios. Mein Parfüm «Tatiana» zum Beispiel hatte eine Farbe wie Nagellackentferner. Das Image meines Namens wurde trashy, und das ist in der Mode die Todsünde Nummer eins. Ein Modedesigner verkauft Selbstbewusstsein. Das funktioniert aber nicht, wenn die Käufer auf Sie herabschauen.

Zum Niedergang Ihrer Geschäfte kam eine private Kehrtwende. Sie wurden die Muse eines brasilianischen Barfusskünstlers,

dann zogen Sie mit dem italienischen Schriftsteller Alain Elkann für fünf Jahre nach Paris.

Die erste Zeit mit Alain habe ich sehr genossen. Ich gründete einen Verlag und einen literarischen Salon, in dem Köpfe wie Alberto Moravia und Bret Easton Ellis verkehrten. Das Problem war, dass es Alain peinlich war, wie ich mich kleidete. Zu grell, zu aufgedonnert, sagte er. Ihm zuliebe begann ich, Tweedröcke und flache Schuhe zu tragen, und bald sah ich aus wie eine Lehrerin.

Ihr Freund – er war mit Gianni Agnellis Tochter verheiratet und ist Vater der Fiat-Erben Lapo und John Elkann – betrog Sie.

Ich hatte diese Quittung verdient. Ich erlebte, was alle Frauen erleben, die ihre Persönlichkeit zugunsten eines Mannes aufgeben: Sie werden als unsexy beiseitegeschoben. Als ich endlich so war, wie Alain mich haben wollte, fand er mich nicht mehr begehrenswert und begann eine Affäre mit einer meiner Freundinnen. Als mir 1989 ein Zahn gezogen werden musste, sagte ich mir: Mit diesem Zahn entfernst du auch Alain. Bei meiner Rückkehr nach New York habe ich die Stadt kaum wiedererkannt. Ivana Trump war die Frau der Stunde, Gier war eine Tugend geworden, und Donna Karan hatte meinen Platz eingenommen. Ich musste mir eingestehen, eine irrelevante Figur von gestern zu sein. Für einen kompetitiven Menschen wie mich war das äusserst schmerzhaft.

Ihr Wiederaufstieg verdankt sich einer schönen Pointe: Sie, die divenhafte Jetset-Prinzessin mit französischem Akzent, wurden Pionierin im Teleshopping.

Als ich in die Studios des Senders QVC kam, um mir ein Bild von diesem Business zu machen, verkaufte eine Soap-Darstellerin vor den Kameras gerade Haarpflegeprodukte. In weniger als sechzig Minuten machte sie 600 000 Dollar Umsatz. Das war ein schlagendes Argument, es selber zu probieren. Bei meinem Debüt 1992 war meine Kollektion sofort ausverkauft. In zwei Stunden hatte ich 1,3 Millionen Dollar umgesetzt. Bei einer Folgesendung verkaufte ich 2000 Seidenhosen in weniger als zwei Minuten. Dieser Thrill gab mir mein Selbstvertrauen zurück.

Ende der Neunziger verkauften Sie wieder Luxusmode.

Als ich merkte, dass junge, moderne Frauen wie Gwyneth Paltrow und Uma Thurman in Vintage-Läden horrenden Summen für meine alten Wickelkleider zahlten, gründete ich meine Firma 1997 neu. Ich war die Frau, die fallengelassen wurde, um dann von den Töchtern ihrer ersten Kundinnen wiederentdeckt zu werden.

Die grosse Konstante Ihres Lebens ist der milliardenschwere Medientycoon Barry Diller, früher Boss von Fox und Besitzer einer hundert Millionen Dollar teuren Segeljacht.

Als wir uns 1975 ineinander verliebten, war er mit gerade 33 Jahren Boss des Filmstudios Paramount geworden. Er chauffierte mich mit seinem gelben Jaguar E-Type vom Flughafen zu seiner Villa in Beverly Hills. Hinter uns fuhr eine Limousine mit meinem Gepäck. An meinem 29. Geburtstag überreichte er mir eine Heftpflasterschachtel. Als ich sie öffnete, funkelten mir 29 lose Diamanten entgegen. Später gab es andere Männer in meinem Leben, aber das hat Barrys Liebe

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

nicht kleiner gemacht. Auch als wir schon zwanzig Jahre kein Paar mehr waren, haben wir immer noch fünf bis sechs Mal am Tag telefoniert und sind zusammen verreist. Es gab bis heute keine Sekunde, in der er nicht für mich da war.

Sie sagen, Sie seien nicht für eine Ehe gemacht. Warum haben Sie Diller 2001 geheiratet?

Weil er 26 Jahre lang auf mich gewartet hat. Als ich meiner Mutter erzählte, dass ich Barry heiraten will, sagte sie: «Er verdient es.» Und das tat er wirklich.

Dennoch dauerte es ein Jahr, bis Ihnen die Formulierung «mein Mann» von den Lippen kam.

Dass eine Ehe nicht meinem Wesenskern entspricht, mag daran liegen, dass sich meine Eltern getrennt haben, als ich dreizehn war. Ich kam auf Internate in England und der Schweiz und war auf mich allein gestellt. Mit dieser Prägung hält man es gut allein aus. Barry hat sein Leben, ich meines. Ich kenne drei Voraussetzungen für funktionierende

Beziehungen. Man muss den Respekt füreinander wahren, sich Raum geben und alles seinlassen, was einen für Dritte erpressbar macht. Ich habe Barry nie einen Mann verschwiegen, mit dem ich etwas hatte.

Sie führen seit Ihrer Jugend ein Tagebuch. Werden Sie die Aufzeichnungen über Ihre Jahre als «Diane the Huntress» veröffentlichen?

Mein Agent Andrew Wylie drängt mich dazu, aber ich werde die Entscheidung meinen Kindern überlassen. Mein Eindruck ist, dass nur meine frühen Eintragungen lesenswert sind. Man lernt, dass Schmerz und Frustration Treibstoff einer Karriere sein können. Ohne frühes Leid geht Ihnen irgendwann der Sprit aus. Die Notizen aus den letzten zwanzig Jahren sind wohl nur für mich von Belang. Je ausgesöhnter Ihr Geisteszustand, desto langweiliger Ihre Tagebücher.

Sie sind 66 Jahre alt. Wie denken Sie über plastische Chirurgie?

Schauen Sie sich die tiefen Falten in meinem Gesicht an. Ich sehe vielleicht noch nicht aus wie Louise Bourgeois, aber ich kann nicht vortäuschen, eine halbe Stunde jünger zu sein. Vor einiger Zeit habe ich mir beim Skifahren das Gesicht verletzt. Meine Freundinnen sagten: «Diane, dies ist der ideale Moment, dein Gesicht glätten zu lassen. So hätte dein Unfall wenigstens etwas Gutes.» Hätte ich den Rat befolgt, würde ich jetzt wie eine 66-Jährige aussehen, die auf 55 macht. Würde Sie das antönnen? Falten sind Souvenirs, der Beweis, dass man überlebt hat. Deshalb sollte man jede einzelne willkommen heissen. Natürlich hat das Alter seine bösen Momente, wenn man sich eingestehen muss, dass Gedächtnis und Sehkraft nachlassen und die Knie schrumpelig werden. Aber die Alternative wäre, tot zu sein. 1994 bekam ich Zungenkrebs und musste acht Wochen lang bestrahlt werden. Wenn man mit 47 Jahren plötzlich in Todesgefahr ist, ändert sich die Perspektive aufs Leben. Aus «Mein Gott, du bist schon 47!» wird «Mein Gott, du bist erst 47!». Heute sage ich mir, du bist im Frühherbst deines Lebens.

Wenn Sie auf Ihr Leben zurückschauen, was war Ihr grösster Triumph?

Etwas, was Sie vielleicht wenig beeindrucken wird. Als Barack Obama Präsident wurde, verschickte seine Frau zu Weihnachten eine offizielle Grusskarte. Auf dem Foto trug sie das erste Kleid, das ich in meinem Leben entworfen hatte. Mit 22 hatte ich es selber an, und mit 62 hatte ich es neu aufgelegt. Ich sagte zu mir: «Erst warst du eine Jetset-Prinzessin, die Aufstieg und Fall ihres Modelabels verantwortet hat, dann ein Comeback-Kid, und jetzt trägt die First Lady dein erstes Kleid. Deine Mutter wäre in diesem Augenblick sehr, sehr stolz auf dich.» ○



Böse Bienen im Gras: Bild des dänischen Fotografen Joakim Eskildsen.



Flucht aus dem Paradies

Von Daniele Muscionico

Glaube keiner, Kindheit sei ein Paradies! Nur Erwachsene können das denken und sich die Zeit in der Erinnerung schönmalen. Kindheit ist Krise, nicht wahr? Wer erklärte uns die Geister? Wer erzählte vom Guten? Wer sich an anderes erinnert, werfe den ersten Stein – auf die Autorin.

Kindheit ist Krise. Und deshalb hat Gott für den Nackedei auf seiner Flucht aus dem Paradies einen Regenbogen am Himmel aufgespannt. Das Kind gleicht einer grossen Blüte Sommerflieder, die der Wind vom Strauch riss und die nun andernorts weiterblühen möchte. Wie weit es wohl kommt, bis es die Eltern einfangen und es unter ihre Fittiche nehmen zur Zucht und Zähmung?

Ein struppiger Rosengarten hinterm desolaten Zaun. Ein schlecht gemähtes Stück Wiese auf sandigem Boden – oder in dürerer Verfassung –, und darauf das Kind, das um nichts weiss. Ausser um seine Lust, loszulaufen und niemals mehr stehen zu bleiben, solange der Tag dauert. Und so ein Kindertag dauert eine Ewigkeit. Das Land ist flach, der Horizont offen, und Gott spielt am Himmel auf seiner Farbkaviatur. Los, los, und immer weiter! Seraphin heisst das Kind, wie die sechsflügeligen Engel an der Spitze der Engelschöre.

Der Vater möchte sich an Seraphin erinnern, später. Deshalb macht er dieses Bild. Atmosphärisch aufgeladen, erstellt mit dem Pixel-Pinsel eines Landschaftsmalers. Der dänische Fotograf Joakim Eskildsen sieht so seinen Sohn an diesem Ort und in diesem Moment. In einem heilen Augenblick vermeintlichen Kinderglücks – und gesteigerten Vaterglücks dazu. Das Bild ist Teil der Serie «Home Works», begonnen 2005 vor der Geburt von Seraphin und entstanden an fünf Orten, an welchen Eskildsen und seine Familie in den letzten sechs Jahren gewohnt haben. «Home Works» ist die persönlichste Arbeit des Fotografen, der mit seiner Publikation «Die Romareisen» 2007 eine international vielbeachtete Studie über die Roma Osteuropas vorgelegt hat.

Woran sich Seraphin erinnern wird, später? Daran, dass böse Bienen im Gras lauerten? Dass ihm der Wind sein Tuch von den Schultern riss und es in Baumwipfel entführte? Oder doch daran, dass damals das Leben leicht und der Elterngarten der schönste war? Vielleicht wird sich Seraphin an nichts mehr erinnern. Und er beginnt, Bilder zu machen. Um zu verstehen, dass er nun wieder den Eingang ins Paradies sucht.

Home Works von Joakim Eskildsen in der Galerie Robert Morat, Hamburg, bis 23. Mai, und in der Gallery Taik, Berlin, bis 1. Juni

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)
- 2 (8) **Martin Walker**: Femme fatale (*Diogenes*)
- 3 (1) **Jean-Luc Bannalec**: Bretonische Brandung (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (-) **Tess Gerritsen**: Abendruh (*Limes*)
- 5 (3) **Viveca Sten**: Mörderische Schärenächte (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (5) **Nora Roberts**: Die letzte Zeugin (*Blanvalet*)
- 7 (-) **Blanca Imboden**: Wandern ist doof (*Wörterseh*)
- 8 (4) **Christian Schmid**: Blas mer i d Schue (*Cosmos*)
- 9 (-) **Timur Vermes**: Er ist wieder da (*Eichborn*)
- 10 (-) **Emil Steinberger**: Lachtzig (*Edition E*)

Sachbücher

- 1 (1) **Wilfried Meichtry**: Mani Matter (*Nagel & Kimche*)
- 2 (-) **Richard David Precht**: Anna, die Schule und der liebe Gott (*Goldmann*)
- 3 (2) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 4 (3) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 5 (-) **Lisa Müller**: Nimm mich, bezahl mich, zerstör mich! (*Schwarzkopf & Schwarzkopf*)
- 6 (5) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 7 (8) **Attila Hildmann**: Vegan for Fit (*Becker-Joest-Volk*)
- 8 (10) **Jamie Purviance**: Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 9 (7) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 10 (9) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Steuerhinterziehung

Nach Uli Hoeness, dem Präsidenten des FC Bayern München, hat es nun einen prominenten Maler erwischt. Gemäss *Spiegel* hat die deutsche Steuerfahndung die Villa von Georg Baselitz am Ammersee durchsucht, ein Bau der Schweizer Stararchitekten Herzog und de Meuron. «Kistenweise Unterlagen» seien sichergestellt worden. Baselitz' Name sei auf einer geklauten CD der UBS enthalten gewesen, die 2012 angekauft worden war. Baselitz, 75, gehört zu den weltweit gefragtesten Künstlern, mit seinen Bildern hat er Millionen verdient. Immerhin hat der selbständige Maler und Bildhauer einen Vorteil gegenüber dem Fussballclub-Präsidenten: Niemand kann nun seinen Rücktritt fordern. (rb)

Literatur

Viel Arbeit für Dan Brown

Am nächsten Dienstag erscheint Dan Browns neuer Roman – hier lesen Sie schon jetzt, was drinstehen könnte.

Von *Gion Mathias Caveltz*

Kein Normalsterblicher hat bislang den neuen Thriller von US-Megabestsellerautor Dan Brown zu Gesicht bekommen. Von Verlagsseite wurde die allerhöchste Geheimhaltungsstufe verhängt. Fest steht einzig, dass das Werk «Inferno» heisst, Dante Alighieris «Göttliche Komödie» eine Rolle darin spielt und es am 14. Mai weltweit erscheint. Im März wurden immerhin das Vorwort und das erste Kapitel vorab veröffentlicht, hier ein paar Sätze daraus: «Ich bin der Schatten. [...] Sie sind hinter mir, unerbittlich, schliessen auf. Sie begreifen nicht, was kommen wird. [...] «Um Gottes willen!», rufen sie. «Sag uns, wo du es versteckt hast!» [...] Sie starren mir tief in die klaren grünen Augen, und ihre Mienen verdunkeln sich, als sie mir nicht länger schmeicheln, sondern unverhüllt drohen. [...] Ich flüstere ein leises Amen . . . und trete einen letzten Schritt vor, hinein in den Abgrund.»

Dem Leser drängt sich zwangsläufig der Verdacht auf, dass diese Textpassagen Fälschungen sind. So plump schreibt nicht einmal Dan Brown. Ist vielleicht das ganze Buch eine Fälschung? Gibt es Dan Brown gar nicht? Hat es ihn nie gegeben? Alles ist möglich. Das muss man sich stets vor Augen halten.

Die Schnitzeljagd kann beginnen

Auf alle Fälle scheint es wieder einmal um ein furchtbares «es» zu gehen, das irgendwer irgendwo versteckt hat. Die Schnitzeljagd kann beginnen – und es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn Robert Langdon (fiktiver Professor für Kunstgeschichte an der Harvard University mit den Schwerpunkten Symbologie und religiöse Ikonografie) dieses Mal nicht durch die sieben danteschen Höllenkreise zu hetzen genötigt würde, welche sein Schöpfer Brown ziemlich sicher in irgendeiner Form im subterranean Florenz angesiedelt haben dürfte.

Nachdem der Bösewicht im letzten Roman von Brown («Das verlorene Symbol», 2009) ein schizoider Hochgradfreimauer mit Ganzkörper tätowierung gewesen ist und in jenem davor («Sakrileg – The Da Vinci Code», 2003, über fünfzig Millionen verkaufte Exemplare)



Hat es ihn nie gegeben? Star-Autor Brown.

ein sich dauerkasteiender Opus-Dei-Mönch mit Albinismus, könnte dieses Mal ein legasthenischer Hermaphrodit mit einer abartigen Vorliebe für die Backstreet Boys an der Reihe sein. Warum auch nicht. Wie gesagt: Alles ist möglich. Traue niemandem. Niemals. Die Backstreet Boys können 2013 immerhin ihr zwanzigjähriges Bestehen feiern und sind so präsent wie schon lange nicht mehr. Es ist fast schon unheimlich.

Ein schauerliches Dingsbums

Wie auch immer: Der legasthenische Hermaphrodit könnte sich des Nachts auf den Piazzale degli Uffizi schleichen und dort ein schauerliches Dingsbums deponieren, zum Beispiel vor der Statue des Donatello (oder der Statue eines der anderen Mitglieder der Teenage Mutant Ninja Turtles). Erinnern wir uns: In «Das verlorene Symbol» war es eine abgetrennte menschliche Hand mit aufgetätowierten alchemistisch-astrologischen Zeichen, die Professor Langdon zu Beginn des Buches in der Rotunde des Washingtoner Kapitols fand; am Anfang von «Sakrileg» wiederum die splitternackte Leiche des Chefkurators des Louvre,



auf deren Bauch ein Pentagramm aus Blut prangte. Wäre es nicht denkbar, dass in «Inferno» der versteinerte Zwölffingerdarm von Vergil (Führer Dantes durchs Inferno) alles ins Rollen bringt? Durchaus. Das Darmstück könnte in die Form eines Buchstabens gebogen worden sein. Weil der Hermaphrodit aber eben wie gesagt Legastheniker ist, hat er einen völlig falschen Buchstaben vor eine völlig

Auf alle Fälle scheint es wieder einmal um ein furchtbares «es» zu gehen.

falsche Statue (die sind auf dem Piazzale degli Uffizi ja alle angeschrieben) gelegt. Und alles geht schief. Für wen? Keine Ahnung.

Von höchster Bedeutung jedenfalls ist – laut Dan Brown *himself* – das Erscheinungsdatum des Romans: der 14. 5., man könnte auch sagen: der 14. 05. Und schon ist man bei der Jahreszahl 1405. 1405 war in Florenz sicher etwas los. Auch Dante könnte 1405 irgendetwas gemacht haben. Er war dann zwar schon 84 Jahre tot, aber vielleicht eben auch nur scheinot.

Dan Brown wird diese Problematik hoffentlich näher beleuchten und Überraschendes zutage fördern. Gut möglich, dass Dante ein Nachfahre von Jesus Christus und Maria Magdalena (siehe «Sakrileg») war. Und Dan Brown ist es vielleicht auch. Würde mich ehrlich gesagt nicht wundern. Die Zahlen 14 und 5 könnte man natürlich auch dividieren, das heisst 14 geteilt durch 5, das ergäbe dann die mysteriöse Zahl 2,8. Und im Alter von 2,8 Jahren könnte Dante durchaus etwas eminent Wichtiges widerfahren sein. Er könnte zum Beispiel seinen Nuggi verloren haben. Und das natürlich nicht irgendwo, o nein! Sondern an einem total bedeutsamen Ort ... Die Geschichte des Schnullers liegt übrigens über weite Strecken im Dunkeln – ein Altarbild aus dem 15. Jahrhundert in der Kirche St. Stephani in Aschersleben, auf dem das Jesuskind ein zu einem Lutschbeutel zusammengeschnürtes Leintuch in der Hand hält, soll genauso unecht sein wie das Grabtuch von Turin ... Es liegt noch eine Menge Arbeit vor Dan Brown.

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich. www.nichtleser.com

Jazz

Die Unfassbarkeit der Seele

Von Peter Rüedi

Was macht Craig Taborns CD «Chants» so aufregend anders als die anderer Piano-Trios? Wir können diese Musik sezieren, ihre Formen beschreiben, die Ostinati, die gleitenden Harmonien, die komplexen metrischen Brüche und Überlagerungen, die Art, wie gelegentlich die Linke des Pianisten und der Bass sich in mächtigen Unisono-Passagen finden und so weiter – und wir verpassen doch die Antwort wie die Chirurgen des 18. Jahrhunderts die Seele, nach der sie in den Leichen auf dem Tisch ihrer anatomischen Theater suchten. Wie Taborn «Jazz» insgesamt nicht für einen Stil (oder eine Summe von Stilen) hält, sondern für eine Haltung, sind ihm alle Finessen nur Details, Mittel für einen «Sound». Der meint bei ihm keine modische Banalität, sondern, ganz altmodisch, Zusammenklang, Einklang, Klangraum. Er spricht nicht von *changes*, entwirft keine *scales* oder *modes* und stellt, bei aller gelegentlichen Vertracktheit, keine metrischen Rechenaufgaben. Er spricht von Timbres, Färbungen, Obertönen – vom Klang dieses hochintegrierten und organischen Trios mit Thomas Morgan (Bass) und Gerald Cleaver (Drums). Auch das Piano sieht er zuerst als «Klangquelle». Das hängt unter anderem damit zusammen, dass er parallel zu seiner pianistischen Bildung schon früh Erfahrungen mit Synthesizern machte. Was ihn nie hinderte, den Nuancen des akustischen Instruments nachzuspüren, im Gegenteil.

Nach einer schönen Solo-CD («Avenging Angel», 2011) ist dieses Trio Taborns Opus 2 bei ECM (unter eigenem Namen). Es entwickelt einen magischen Sog, einen Klangzauber im Wortsinn. Eine improvisatorisch offene Meta-Form oder Meta-Sprache (sagt Taborn doch auch, er sei auf der Suche nach einer *speaklike improvisation*). Was diese Musik gleichzeitig so fesselnd und so rätselhaft macht, ist ihre irrisierende/irritierende Vielschichtigkeit. Sie entwickelt sich, wie alle grosse Kunst, auf mehreren, mal getrennten, mal sich ineinanderschiebenden Ebenen. «How can you be free and still hold the structure?», ist Taborns zentrale Frage. Die Antwort: so eben – im Kollektiv mit so fabelhaften Partnern.



Craig Taborn Trio
(Thomas Morgan,
Gerald Cleaver): Chants.
ECM 2326 6025 372 4543 (7)



Arbeiter an der Zukunft

Robert Jungk war Hoffnungsstifter und Mutmacher für eine menschengerechtere Welt. Am 11. Mai wäre der deutsche Journalist, der kurz vor dem Zweiten Weltkrieg in die Schweiz flüchtete, hundert Jahre alt geworden.

Von Andreas Gross

In den 1970er und 1980er Jahren wurde der etwas untersetzte Mann mit den schlohweissen Haaren, den buschigen Augenbrauen und den hellwachen Augen zur Ikone der europäischen Umwelt- und Friedensbewegung. Robert Jungk fehlte auf keiner grossen Kundgebung, an der es einen Hoffnungsstifter und Mutmacher brauchte für eine andere, menschengerechtere Zukunft.

Geboren und aufgewachsen ist Robert Jungk als Kind eines jüdischen Künstlerehepaars – die Mutter war Schauspieler, der Vater in den zwanziger Jahren vor allem Autor von Stummfilm-Drehbüchern – in Berlin. Dass er schon bald nach der Machtübernahme der Nazis sich der Inhaftierung durch die Flucht entziehen musste, überraschte niemanden. Im Exil – immer wieder Paris, Prag, Bern und vor allem Zürich – entwickelte er sich aufgrund seiner Kontakte und Beziehungen zu den in Deutschland überlebenden Menschen zu einem hochgeachteten Journalisten und Berichterstatter, auf den in den letzten Kriegsjahren nicht einmal die in der Berner US-Botschaft residierenden US-Geheimdienstler verzichten mochten (siehe nebenstehenden Kasten zu Jungks Karriere vom Zuchthäusler zum Chefredaktor ad interim der *Weltwoche*).

«Hoffnungsvollstes Jahrzehnt»

Robert Jungks lebensgeschichtliche Grunderfahrung war, in seinen eigenen Worten, «das untilgbare Schuldgefühl, damals im Jahre 1942 versagt zu haben», als er und alle anderen Menschen nicht verhindern konnten, dass sechs Millionen Juden, darunter auch viele Familienangehörige Jungks aus Böhmen, in den Konzentrationslagern der deutschen Nazis vergast wurden. Aus diesem Schuldgefühl schöpfte Jungk lebenslang eine ungeheure Energie, weitere menschengemachte Katastrophen zu verhindern.

Nach dem Krieg und dessen zweitem Schock, den Abwürfen der beiden US-Atombomben über Hiroshima und Nagasaki, ging Jungk als US-Korrespondent verschiedener deutschsprachiger Zeitungen vor allem dem nach, was der US-Präsident der fünfziger Jahre, Eisenhower, als «militärisch-industriellen Komplex» bezeichnete. In seinen ersten beiden Büchern «Die Zukunft hat schon begonnen;



Ungeheure Energie: Redner Jungk, 1978 an einer Anti-AKW-Veranstaltung in Gösigen.

Amerikas Allmacht und Ohnmacht» (1952) und «Heller als tausend Sonnen; das Schicksal der Atomforscher» (1956), die beide Weltbestseller wurden, illustrierte Jungk anhand der US-Atom- und Kriegsindustrie sowie der vielseitigen Aufrüstung im Kalten Krieg, wie die technische Entwicklung, das Gewinn- sowie das Allmachtbestreben der beiden Supermächte sich loslösten von jeglichen Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten der am Gemeinwohl orientierten Bürgerinnen und Bürger dieser Welt. Wenige entschieden über die Zukunft der meisten, und diesen drohte eine Zukunft, welche sie dem kollektiven Untergang näher brachte als der glücklichen Erfüllung.

Wieder zurück in Europa – erst in Wien, später in Salzburg zu Hause –, entwickelte Jungk

aus diesen Auseinandersetzungen sein Kernthema, das ihn bis ans Lebensende umtrieb: die Zukunft, genauer, die «Zukunft als Projekt». Wer und was bestimmt, welche Zukunft wir alle haben werden? Wie können wir jenes Selbstvertrauen, jene Macht und jene Kreativität in jedem von uns freisetzen, die es uns allen, jedenfalls mehr als bisher, erlauben, unsere Zukunft selber zu gestalten und weniger jene übernehmen zu müssen, die andere für uns anrichten? Wie können aus Betroffenen Selbstgestalter und Mitwirkende werden?

Robert Jungk wurde in der Beantwortung solcher Fragen zu einem der Pioniere einer neuen, in den sechziger Jahren – dem seiner Meinung nach «hoffnungsvollsten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts» – entstehenden, etwas

irreführend als «Zukunftsforschung» bezeichneten Wissenschaft.

Jungk ging es aber weder um den Elfenbeinturm noch um die falsche These, wonach Zukunft etwas schicksalhaft Gegebenes sei, das bloss «erforscht» werden könne. Jungk kritisierte alle grossen technologischen, wirtschaftlichen und kriegerischen Bedrohungsquellen und nahm sie zum Anlass, alternative, nicht in den kollektiven Untergang führende Entwicklungschancen freizulegen. Dafür entwickelte und perfektionierte er zusammen mit Norbert R. Müllert ein sozialpädagogisches Konzept, die weltberühmt gewordenen «Zukunfts-Werkstätten». In einem fein ausgearbeiteten Dreischritt lernen betroffene Menschen in kleineren oder grösseren Gruppen aus der Kritik und der Alternative schliesslich eine Reform dessen zu entwickeln, was sie stört, bedrängt oder verzweifeln lässt. In den vergangenen fünfzig Jahren haben damit Hunderttausende von Menschen in der ganzen Welt gelernt, ihre politische Macht gemeinsam zu entfalten und realitätsverbessernd einzusetzen.

Buchtitel «zu grau»

Wurde aus dem Schwaben Ernst Bloch (1885–1977) der Philosoph der Hoffnung und der konkreten Utopie, ist Robert Jungk zu deren Handwerker, Lehrer und Mechaniker geworden. Anfang der Siebziger wollte er einem Buch den Titel «Projekt Jedermann» geben. Der schien dem Verlag zwar zu «grau», enthielt aber im Selbstverständnis von Robert Jungk genau die Botschaft, die er unter die Leute bringen wollte. Sie lautete für ihn: «Es gibt in jedem Menschen Begabungen und Kräfte, die von der Gesellschaft nicht ernst genommen und nicht gefördert werden. Die bis zur Verkümmelung gehende Verkümmelung ungenutzter Fähigkeiten [...] muss durch Zustände ersetzt werden, in denen die ganz besondere Schöpferkraft eines jeden einzelnen entwickelt und gebraucht wird.» So könnten wir, das ist gleichsam das Vermächtnis Robert Jungks, gemeinsam eine Zukunft gestalten, in der alle alle eine Heimat schaffen könnten.

Literatur- und Lesehinweise

1993, ein Jahr vor seinem Tod und kurz nach seinem Wahlkampf als Kandidat der Grünen für das Amt des Bundespräsidenten Österreichs, veröffentlichte Robert Jungk seine Lebenserinnerungen unter dem Titel «Trotzdem, mein Leben für die Zukunft» (Hanser, 550 S.).

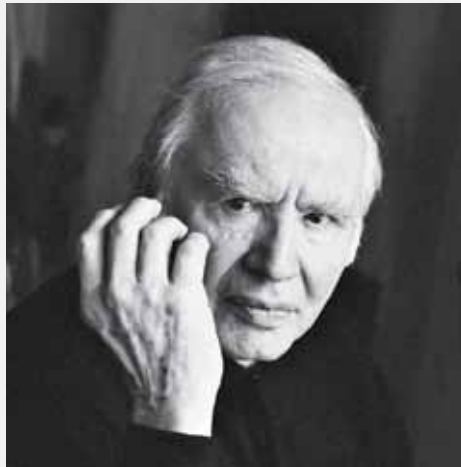
Zum 100. Geburtstag von Robert Jungk haben Klaus Firlei und Walter Spielmann, Leiter der jungkschen «Internationalen Bibliothek für Zukunftsfragen» in Salzburg, einen Erinnerungsband «Projekt Zukunft» mit vierzehn Beiträgen von Weggefährten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz zur Aktualität von Robert Jungk herausgegeben (Otto Müller, Salzburg Wien, 310 S.).

Andreas Gross ist SP-Nationalrat und Mitglied des Europarats.

Biografie

Botschaft: «Usschaffe!»

Vom Flüchtling über das Zuchthaus zum Chefredaktor ad interim der *Weltwoche* – das Leben des Robert Jungk.



Journalist Jungk (1913–1994).

1932 bestand Robert Jungk in seiner Heimatstadt Berlin das Abitur. Sohn eines Künstlerpaars, engagierte er sich früh als Antifaschist. Kurz nach der Machtübernahme Hitlers Anfang 1933 riss er an der Uni drei Titelseiten des *Völkischen Beobachters* vom Anzeigebrett, wurde erwischt und mit Glück wieder freigelassen. Danach konnte Jungk nicht länger in Berlin bleiben und musste flüchten.

Erst schlug er sich einige Jahre in Paris durch, zu Beginn als Sekretär verschiedener Filmproduzenten, später, seinem Vorbild Kisch und dessen «Rasendem Reporter» folgend, als Herausgeber eines deutschsprachigen Pressedienstes über die Entwicklungen in Nazideutschland. Eine schwere Erkrankung veranlasste ihn Ende 1935 zur illegalen Heimkehr nach Berlin, wo er nach seiner Gesundung wieder bei einer Untergrundzeitung arbeitete.

Im Herbst 1936 kam ihm die Geheimpolizei wieder auf die Spur. Diesmal wählte Jungk Prag als Fluchtort, wo er anderthalb Jahre lang wöchentlich zehn Artikel verfasste und «auf knallgelbem Papier postalisch überall dorthin verschickte, wo es noch deutschsprachige Zeitungen gab, die nicht zum Herrschaftsbereich von Goebbels gehörten» (aus dem Buch «Trotzdem, mein Leben für die Zukunft»).

Im März 1938 marschierten die Nazis in Österreich ein. Jungk war klar, dass damit auch Prag fallen würde. Bereits Ende März verliess er Prag, diesmal zu Gunsten von Zürich, wo ihn sein Berliner Schulfreund Hermann Levin-Goldschmidt, ein später sehr bekannter Philosoph, erwartete. Bis ans

Kriegsende konnte Jungk mit viel Glück in Zürich bleiben, in der «Stadt, die ich liebe, obwohl ich mich vor den meisten ihrer Bürger immer noch etwas fürchte. Denn ihre naserümpfende Missbilligung der *cheiben Usländer* habe ich nur zu gut kennengelernt», schrieb er. Jungk schlug sich wiederum mit verschiedenen journalistischen Arbeiten durch, die er unter zahlreichen Pseudonymen veröffentlichte.

Anruf im letzten Moment

Besonders gut kamen die mit F.L. gezeichneten Deutschlandberichte in der *Weltwoche* an. Dort waren Dinge zu lesen, so Jungk in seinen Erinnerungen, die «sonst in der von ängstlichen Neutralitätshütern kontrollierten Schweizer Presse kaum mehr zu lesen waren»: «Das schuf die Voraussetzung für den Erfolg der *Weltwoche* und ihres Chefredaktors Karl («Charly») von Schumacher, der lieber Verwarnungen riskierte, als ein langweiliges, weitgehend gleichgeschaltetes Blatt zu machen.» Von Schumacher, aufgrund seiner sexuellen Orientierung selber ein Aussenseiter, habe sich deswegen mit allen anderen «Aussenseitern», auch, so Jungk, den «Heimatlosen», verbunden gefühlt. So sehr, dass er Jungk nach Kriegsende für einige Wochen sogar die Chefredaktion der *Weltwoche* überliess, um die kriegsversehrten Länder selber zu bereisen, mit denen er sich in seinen wöchentlichen Leitartikeln auseinandersetzte.

Freilich war Jungks Exil noch immer nicht wirklich ein sicheres. So konnte die Zensurbehörde im Sommer 1943 die wahre Person hinter den Pseudonymen eruieren, und zum Tagesanbruch des 7. Juni 1943 holte ihn die Fremdenpolizei ab mit der Botschaft: «Usschaffe!» Er war schon auf dem Weg an die Landesgrenze, erst mit dem Zug, dann mit dem Polizeiauto, als dieses kurz vor der Grenze vor einer Polizeiwache plötzlich anhielt. Der Fahrer musste telefonieren und dann umkehren. Die Intervention des einflussreichen Zürcher Verlegers und Buchhändlers Emil Oprecht (1895–1952) hatte im letzten Moment gewirkt. Statt den Nazis wurde Jungk dem St. Galler Zuchthaus übergeben. Jungks Kommentar: «Ich glaube, es war selten einer so glücklich bei seiner Einlieferung ins Zuchthaus wie ich!»

Andreas Gross

Top 10

Knorr's Liste

1	Beyond the Hills Regie: Cristian Mungiu	★★★★★
2	Iron Man 3 Regie: Shane Black	★★★★☆
3	Side Effects Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
4	Le capital Regie: Costa-Gavras	★★★★☆
5	Ginger & Rosa Regie: Sally Potter	★★★★☆
6	Kon-Tiki Regie: J. Ronning / E. Sandberg	★★★★☆
7	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	★★★★☆
8	Paradies: Liebe Regie: Ulrich Seidl	★★★★☆
9	Dead Man Down Regie: Niels Arden Oplev	★★★★☆
10	Oblivion Regie: Joseph Kosinski	★★★★☆

Kinozuschauer

1 (-)	Iron Man 3 Regie: Shane Black	54 327
2 (-)	Side Effects Regie: Steven Soderbergh	10 226
3 (1)	Scary Movie 5 Regie: Malcolm D. Lee	9675
4 (2)	I Give It a Year Regie: Dan Mazer	4554
5 (3)	The Croods (3-D) Regie: Kirk De Micco	4394
6 (6)	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	3704
7 (4)	Oblivion Regie: Joseph Kosinski	3577
8 (7)	Mama Regie: Andrés Muschietti	3440
9 (8)	Los amantes pasajeros Regie: Pedro Almodóvar	2733
10 (5)	Broken City Regie: Allen Hughes	1865

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Der Hobbit (Warner)
2 (-)	Die Hüter des Lichts (Rainbow)
3 (-)	Pitch Perfect (Universal)
4 (2)	Cloud Atlas (Ascot Elite)
5 (3)	Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)
6 (5)	Silent Hill: Revelation (Ascot Elite)
7 (6)	Twilight: Breaking Dawn 2 (Ascot Elite)
8 (4)	End of Watch (Universal)
9 (9)	Skyfall (Fox)
10 (8)	Game of Thrones, 2. Staffel (Warner)

Quelle: Media Control



Über die Schmerzgrenze hinaus: Maria Hofstätter als gläubige Anna Maria.

Kino

Voyeuristisch eingepökelt

Nach «Paradies: Liebe» kommt der zweite Teil der Trilogie. «Paradies: Glaube» ist noch perfider – pure Häme. Von Wolfram Knorr

Hereinspaziert, hereinspaziert, meine Herrschaften! Nur hereinspaziert! Wir bieten Ihnen die tollsten Attraktionen! Statt der Dame ohne Unterleib gibt's bei uns immer entblösste, dicke Frauen mit schweren Brüsten und mit Unterleib! Die eine geht ins Urlaubsparadies Kenia zum Vögeln, die andere nimmt sich ein Kruzifix als Masturbationshilfe, und die dritte verliebt sich in einem Diätcamp! Folgen Sie mir ins Kuriositätenkabinett «Liebe – Glaube – Hoffnung», und lassen Sie uns in der Abteilung Glaube verweilen, bei der extrem gläubigen Anna Maria (Maria Hofstätter), die sich vor ihrem geliebten Wand-Jesus flagellantisch geißelt, in Sozial-Gettos Wiens mit einer «Wandermaria»-Statue missioniert, über die Schmerzgrenze hinaus auf Knien übers gewienerte Linoleum durch ihre Wohnung rutscht und hoppelt, am Harmonium sitzt und ihrem Herrgott singend zu Diensten ist und das Kruzifix von der Wand nimmt und zwischen ihren Schenkeln reibt – immer sind Sie dabei! Nichts entgeht Ihnen!

Anna Maria, mit kunstvoll hoch getürmter Frisur, kantigem Gesicht und in enge Blusen gezwängt, lebt in einem kalt polierten, steril möblierten Haus, von Devotionalien umzingelt. Mit denen hat sie sich zur Glaubens-Unbedingtheit eingepökelt und sättigt ihre emotionalen Bedürfnisse. Anna Maria ist eine der drei Frauen aus dem klebrigen Voyeur-Kos-

mos des österreichischen Filmemachers Ulrich Seidl. Nach «Paradies: Liebe» ist «Paradies: Glaube» der zweite Teil einer Trilogie, die ein Triptychon sein will, aber ein zynisches Grand-Guignol der Entblössung ist. Es geht um schamlose Zurschaustellung; um Haut, die – auch im übertragenen Sinn – zu Markte getragen wird. Nie um Erfüllungsträume enttäuschter, einsamer Frauen. Anna Marias radikal-fundamentaler Glaube ist pure Behauptung. Ihr Verhalten wird nicht mal ansatzweise belegt. In fast ausschliesslich statisch eingefrorenen Einstellungen ist Seidls Blick herablassend, ohne Mitleid. Ganz besonders, wenn Anna Marias Ehemann auftaucht, ein Ägypter und Muslim, nach einem nicht näher benannten Unfall gelähmt. Offenbar glaubte Anna Maria ihn los zu sein; ihre Verblüffung über sein Wiederauftauchen ist nicht anders zu deuten. Der spirrelige Gatte, ein krähender Hänfling, pocht auf seine ehelichen Rechte und fordert von ihr die ehelichen Pflichten. «Ich bin», sagt sie, «Gott dankbar, dass du deinen Unfall gehabt hast.»

Aus den Selbstkasteiungen für ihren Jesus werden Zimmerschlachten mit ihrem kriechenden Gatten; aus dem Anbetungs-Kruzifix der verhasste Ehe-Marterpfahl.

Die fanatische Christin und der gelähmte Moslem, die nächtliche Sex-Orgie in einem Wiener Park, die volltrunkene Nutte und der

dicke Messie in der Unterhose, bei denen Anna Maria missioniert – alles fügt sich, mit Seidls fast pornografischem Entblössungsblick, zu einem Panoptikum. Das «Paradies» ist Häme.

☆☆☆☆

Weitere Filmstarts

Populaire — Rose (Déborah François) will nicht im Krämerladen von Papa versauern, hinaus in die Welt. Sie träumt – wir befinden uns in der Nierentisch-Epoche der späten fünfziger Jahre – von einem Job als Tippse. Als Aschenputtel verlässt sie ihr ländliches Zuhause und wandelt sich zu einer selbstbewussten, emanzipierten Frau. Der Regie-Erstling von Régis Roinsard ist eine ironisch-temperamentvolle Hommage an jene Zeit, die heute gerne belächelt wird, aber in Wahrheit eine des zukunfts-frohen Aufbruchs war. Sekretärin Rose (damals ein begehrter Beruf), ehrgeizig und lerneifrig, nimmt an Schreibmaschinen-Wettbewerben teil und schafft es bis in die USA, wo sie zur Weltmeisterin des Schnelltypens wird. Auf dem Weg dorthin lässt Roinsard mit zahlreichen Zitaten (bis zu Hitchcocks «Vertigo») Farbe und Mode, Träume und Wünsche der Ära mit Witz und Tempo Revue passieren.

☆☆☆☆

Boys Are Us — Die 16-jährige Mia (Joelle Witschi) wird von ihrem Herzallerliebsten schnöde fallengelassen, worauf ihre ältere Schwester



Lerneifrig: Déborah François als Tippse.

Laura (Deleila Piasko) Rache nehmen will und mit Mia beschliesst, den Spiess umzudrehen: Die Jungs sollen mal spüren, wie es ist, in der Liebe zu leiden. Sie suchen im Internet ein passendes Opfer, es heisst Timo, und das Spiel kann eigentlich beginnen. Doch Regisseur Peter Luisi («Der Sandmann») lässt Timo von drei verschiedenen Jungen spielen, Situationen



Passendes Opfer: Peter Luisis Boys Are Us.

dreimal wiederholen und verkompliziert die Story derart, dass man irgendwann das Interesse verliert.

☆☆☆☆

Star Trek Into Darkness — Die «Star Trek»-Saga war reichlich angestaubt, da unterzog der bekennende Fan J.J. Abrams («Lost») 2009 die SF-Serie einer gründlichen Renovation – mit Erfolg. Vom Komponisten Franz Liszt wird überliefert, er habe auf die erste Seite seiner Notenblätter «schnell» geschrieben; auf die nächste «sehr schnell», auf die dritte «bedeutend schneller» und auf die letzte «noch schneller». Ein Imperativ, der auch auf die Hollywood-Blockbuster zutrifft. Das jüngste Sequel ist nicht nur schneller, auch bombastischer, und der Warp-Geschwindigkeit entspricht eine – ganz im lisztischen Sinne – fortgeschrittene Warp-Geschwindigkeit. Natürlich alles in 3-D. Visuell beeindruckend, die Story weniger. Manchmal kann man leicht die räumliche Orientierung verlieren – aber die verliert man schnell in den Weiten des Alls.

☆☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Es wird behauptet, Robert Mitchum zeige in einem Western als Mexikaner seine beste Leistung. Wie heisst der Film, und gibt's den auf DVD?

S. F., Liestal



Ihre Angaben sind ziemlich vage, aber ich vermute, Sie meinen «The Wonderful Country»

(1959). Da spielt er zwar keinen Mexikaner, trägt aber Mexiko-Outfit. Mitchum war immer in seinem mimischen Minimalismus – «Es gibt zwei Arten zu spielen: mit Pferd und ohne Pferd» (Mitchum) – umwerfend.

Der Mann hatte eine Leinwandpräsenz, die es in dieser physischen Intensität heute nicht mehr gibt. In «The Wonderful Country» verkörpert er einen Typ auf der Suche nach moralischer Integrität; und das gelingt ihm grandios. Der Western ist aber noch aus einem anderen Grund ungewöhnlich: Die Mexikaner sind keine goldzahngrinsenden Bastarde, sondern respektierte Partner. Den Film gibt's auf DVD in erstklassiger Qualität (deutscher Titel: «Heisse Grenze»).

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Zustände wie in China

Von Lucien Scherrer

Ein Schweizer Spielfilm über die Gentrifizierung? Da stellt sich der Zuschauer reflexartig darauf ein, mit hölzern inszeniertem Sozialkitsch gequält zu werden. Denn Gentrifizierung bedeutet: Böse Spekulanten vertreiben alteingesessene und hippe Bewohner aus Stadtquartieren, indem sie alte Häuser abreißen und sanieren. Im Plot von «Unser altes Haus» (Regie: Markus Welter) geht das so: Der bünzlige, aber doch *gmögige* Hausabwart Joseph Ernst (Herbert Leiser) wohnt seit Jahrzehnten in einem alten Haus in Zürich. Dann der Schock: Das Haus soll abgerissen werden für einen «Spekulantenpalast»! Die Pläne der «Immobilienhaie» schweissten die Mieterschaft zusammen. Unverhofft taucht auch noch Ernsts Jugendliebe Lilly (Heidi Maria Glössner) auf, die im selben Haus aufgewachsen ist. Leider entpuppt sie sich als Besitzerin der Immobilienfirma. Als zerrissene Seele, die zwischen Nostalgie und Gier schwankt, lässt sie das Haus zwar stehen, aber teuer sanieren. Eine neue Romanze mit Ernst platzt, alle Mieter fliegen raus, doch für jeden gibt es ein Happy End.

Zuerst die gute Nachricht: Die Schauspieler, zumindest die Hauptfiguren, wirken glaubwürdig. Natürlich gibt es ein wenig Sozialkitsch, weinende Mieterinnen und einfühlsame Vertreterinnen des Mieterverbandes, die Hilfe anbieten. Doch der Zuschauer stellt überrascht fest, dass er sich kaum schämen muss für läppische Dialoge. Schade, dass der Film mit Klischees nervt. Zu nennen wäre etwa der aalglatte Immobilienhai, der hoch oben im Prime Tower sitzt und kaltschnäuzig von «Rendite» und «alten Knackern» spricht; oder die Jugend-WG im alten Haus, in der kreuz und quer kopuliert wird.

Völlig realitätsfern wird es, wenn die Mieter über Immobilienhaie klagen, die «ganze Viertel schleifen» und «reihenweise» neue «Kästen» bauen. Wo, bitte, soll das geschehen? In Zürich etwa, mit seinen kleinlichen Ausnützungsziffern aus der Ära Koch? «Wir sind hier nicht in China», sagt Hauswart Ernst zu einer nachlässigen Mieterin aus Fernost. Daran hätten sich auch die Drehbuchautoren halten sollen.

Das alte Haus: Sonntag, SRF 1, 20.05 Uhr.

Der Zirkus ist in der Stadt

Die «Knie»-Premiere in Zürich ist ein grosses Ereignis, die Stadt wird schöner dadurch. *Von Hildegard Schwaninger*



Alles ist wie immer: Zirkusdirektor Fredy Knie, Ballett-Choreograf Spoerli.

Spätestens wenn im Finale die ganze Familie Knie in der Manege steht, dann weiss jeder Schweizer: Auch wir haben eine Königsdynastie. Die Knies sind der Schweizer Monarchie-Ersatz. Seit 200 Jahren. In siebenter Generation. **Fredy, Franco, Mary-José, Géraldine, Ivan, Linna und Chris Rui** – das sind unsere Máxima, Mette-Marit, Prinz Charles und Charlène. Wir kennen sie, nehmen Anteil an ihren Freuden und Leiden, verfolgen ihre Lebensläufe und sind froh, dass es sie gibt. An der Circus-Knie-Premiere in Zürich war es eine Freude, sie alle zu sehen beim frenetischen Schlussapplaus – in Eleganz und Würden, vom Paterfamilias Fredy Knie bis zur Jüngsten, der einjährigen Marie Chanel. Die Knies und ihr Zirkus: ein sicherer Wert in einer unruhigen Zeit.

Die Knies und ihr Zirkus: ein sicherer Wert in einer unruhigen Zeit.

Entsprechend strömte alles, was in Zürich zur Lokalprominenz gehört, auf die Landiwiese. Die vertrauten Zirkusklänge und -gerüche schlugen einem entgegen, und **Clown Spidi** wedelte mit den Programmheften. Alles ist wie immer, und das ist so schön. Man sah den berühmten Dirigenten **Nello Santi** (mit seiner

Frau **Gabi**), der auch jedes Jahr dabei ist, und den Ballettkünstler **Heinz Spoerli** (choreografiert als Nächstes in Helsinki «Peer Gynt»), der den Zirkus liebt. Es war ein einziges Gewusel, und am schwer belagerten Buffet kämpften die Leute um ein Cüpli.

Und dann das Programm. Sensationell! Im Vorfeld hat man vor allem von **Claudio Zuccolini** gesprochen, als Schweizer Komiker eine Art Star der Boulevardpresse, und er kam etwas gnadenlos weg. Aber, das stellte nicht nur Musiker **Pepe Lienhard** trocken fest:



«Gar nicht so schlecht»: Komiker Zuccolini.

«Der Zucco ist gar nicht so schlecht.» Stimmt. Nur sein Hund ist ein bisschen faul. Er heisst **Hundini**, ist ziemlich fett und bewegt sich kaum.

Pferde und Elefanten waren immer die Stärken der Familie Knie. Grundpfeiler des Programms. Fredy und Franco Knie sind da die Meister. Witz, Charme, Schönheit, Rasanzt, alles ist in diesen Dressuren. Die neue Generation ist grandios verstärkt durch die drei italienischen Brüder Errani, deren einer, **Maycol Errani**, der Ehemann von **Géraldine Knie** ist. Echte Männer! Ein Geschenk für die Zircusdynastie!

Die Elefanten-Schleuderbrett-Nummer mit Dreifachsalto ist einer der Höhepunkte des Programms. Einen Vierfachsalto unter der Kuppel machen die nordkoreanischen Trapez-Artistinnen **The Flying Girls from Pyongyang**.

Das Programmheft weist darauf hin, man solle nicht vergessen zu atmen.

Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Und der Brasilianer **Super Silva** (João Weliton Arcoverde Da Silva), der unter dem Zirkusdach spaziert (Kopf nach unten und ohne Netz), als wäre er auf der Seepromenade, das ist eine Sensation. Das Programmheft weist darauf hin, man solle nicht vergessen zu atmen.

Wenn der Circus Knie in der Stadt ist, ist Zürich einfach schöner. Seit das Bellevue umgebaut wird, gastiert er auf der Landi-



Dirigent Nello Santi, Gattin Gabi (l.), Claudia Knie.

wiese, was unkompliziert ist (der Shuttle-Bus fährt dauernd, und die Lage ist gut), aber **Fredy Knie** ist froh, dass er mit seinem Zelt nächstes Jahr wieder auf der Sechseläutenwiese gastieren wird. «Es sind die Passanten, die fehlen. Leute, die sich spontan entscheiden, in den Zirkus zu gehen. Die kommen nicht auf die Landiwiese, 100 bis 200 Leute pro Vorstellung, die fehlen.» Das Zirkusleben ist traumhaft, aber auch hart.

Die Knie-Premiere in Zürich war wie immer ein grosses Ereignis.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Keine Lüge

Die amerikanischen Queer-Aktivistin Kate Bornstein, 65, und Barbara Carrellas, 50, sind seit fünfzehn Jahren ein Paar. Siege und Niederlagen begleiteten die Selbstfindung.



«Seid nicht gemein»: Paar Bornstein-Carrellas.

Barbara: Als wir uns vor fünfzehn Jahren in New York zum ersten Mal trafen, war ich Broadway-Produzentin, Aids-Aktivistin und Sex-Arbeiterin. Ich lebte in einer Partnerschaft mit einem australischen Ehepaar und war nicht sonderlich glücklich.

Kate: Ich war neu in der Stadt: ein transsexueller, tätowierter, sadomasochistischer Gender-Theoretiker, der unbedingt Fernsehstar werden wollte. Auch ich hatte einen langen Weg hinter mir, lebte jahrzehntelang als netter jüdischer Junge in der üblichen Rolle: Arbeit, Frau und Kinder. Die Lüge begleitete mich lange Zeit. Ich versuchte ein Mann zu sein und beobachtete meine Geschlechtsgenossen, wie sie sprechen, wie sie denken, wie sie leben. Ich kopierte alles, aber es fühlte sich falsch an. Viel später wagte ich die Operation, lebte fortan als Frau, kopierte deren Denken und Leben. Es fühlte sich ebenfalls als Lüge an. Als Gender-Aktivistin lautet eines meiner wichtigsten Anliegen heute: Es gibt Menschen, die sich nicht als Männer und nicht als Frauen fühlen, aufgrund dieser Disposition aber nicht diskriminiert werden sollten. Das geschieht oft in Form von Stereotypen, die man mit der Transsexualität verbindet, oder man hält uns einfach für pervers: Papst Benedikt dachte so und meine erwachsene Tochter leider auch. Man kann

lange um das Thema herumreden, am Schluss bleibt einfach ein Satz, den ich allen zurufen möchte: «Seid nicht gemein zu uns!»

Barbara: Wir verliebten uns stürmisch, und nach längerem Hin und Her zog ich zusammen mit meinen Hunden und Schildkröten zu Kate, die innerhalb von drei Monaten erkannt hatte, dass sie keine radikale Queer-Aktivistin und ein TV-Star werden kann.

Kate: Wir entschieden uns also für die Liebe und die Kunst, wie immer das Resultat ausfallen würde. Im Verlaufe vieler Jahre erkannten wir, dass wir wirklich füreinander bestimmt sind. Was die Liebe ist, beschreibt der Schriftsteller Kurt Vonnegut am besten: Sie ist ein Stück weit immer eine Lüge, weil wir mehr von ihr wollen, als sie geben kann. Der Respekt lässt sich jedoch nicht vortäuschen oder erträumen. Er ist da oder eben nicht.

Barbara: Während sich Kate unter anderem auch im Tao Te King und im Zen-Buddhismus verwirklicht, sehe ich mich als Heidin, die nach dem Grundsatz lebt, dass das Vergnügen gut und die Ekstase wertvoll und nötig sind. Das Feiern des eigenen Körpers ist meiner Ansicht nach noch immer die beste Möglichkeit, um den spirituellen Weg voranzutreiben. In diesem Sinn sehen wir im körperlichen Schmerz eine Form der Spiritualität, und auch diese Haltung stärkt unsere Einigkeit bis zum heutigen Tag.

Kate: Was uns ebenfalls verbindet, ist die Freude an einer simplen Sache: Wir lieben es, wenn sich Menschen an uns erfreuen.

Barbara: Was eigentlich kein Wunder ist: Wir sehen supersexy aus, wenn wir zusammen in den Ausgang gehen.

Kate: Und auch hübsch. Wir gehen also auf die Strasse, und die Leute finden uns hübsch und sexy und machen uns nette Komplimente. Dahinter steckt eine Message, denn dass es heute so ist, kann als Fortschritt gesehen werden, der den Transgender-Aktivistinnen zu verdanken ist.

Kate Bornstein: Ein schädlicher Einfluss. Eden Books. 350 S., Fr. 24.90
Protokoll: Franziska K. Müller

Monster-Klub

Von Andreas Thiel — Geheimnisse von Schreckgespenstern.



Vampir: Meine Sonnenallergie ist schrecklich. Tagsüber, wenn das Fressen am Strand liegt, liege ich im Sarg.

Werwolf: Ich kann nur bei Vollmond raus.

Kopfloser Geist: Und mich sieht nur, wer an mich glaubt.

Dr. Frankenstein: Ich habe mir einen eigenen Menschen geschaffen. Aber kontrollieren konnte ich nicht einmal diesen.

Böse Hexe: Macht über viele Menschen zu erlangen, ist unmöglich.

Sozialdemokrat: Ich bin dabei, ein politisches System zu etablieren, in dem ausnahmslos alle vom Staat kontrolliert werden.

Dr. Frankenstein: Du hast Macht über alle Menschen deines Landes?

Sozialdemokrat: Und ob. Ohne amtliche Genehmigung läuft bei uns gar nichts.

Böse Hexe: Und wie hast du es geschafft, die Menschen zu unterwerfen?

Vampir: Durch Hypnose?

Kopfloser Geist: Verschreckst du sie?

Sozialdemokrat: Nein, ich verspreche ihnen einfach Geld.

Werwolf: Aber Monster haben doch gar kein Geld.

Sozialdemokrat: Ich verspreche es ja nur.

Böse Hexe: Man könnte das Geld jemandem stehlen.

Dr. Frankenstein: Am besten einer reichen Minderheit, damit sich die Mehrheit nicht dagegen wehrt.

Vampir: Das nützt nichts. Es wird eine Generation kommen, die sich gegen ihn wendet.

Sozialdemokrat: Das kann sie gar nicht. Ich habe den Staat auf Generationen hinweg verschuldet. Die kommenden Menschen habe ich geknechtet, bevor sie geboren sind.

Kopfloser Geist: Und dafür wurdest du nicht geköpft?

Böse Hexe: Oder verbrannt?

Sozialdemokrat: Nein, ich werde gar nicht als Täter wahrgenommen.

Werwolf: Wieso nicht?

Sozialdemokrat: Ich sage einfach, dies geschehe alles im höheren Interesse der Gesellschaft.

Alle: Oh, Meister!

Der Schläfer

Von Peter Rüedi



Gastgeber, die mir ihre Weinkeller vorführen wie Schatzkammern, sind mir etwas peinlich. Ich habe Zuneigung zu Individuen, die nicht dem Typus des Sammlers zuzuordnen sind und die ihren Weinbedarf eher akzidentiell, sozusagen von der Hand in den Mund, befriedigen. Gerade weil ich selber dazu nicht imstande bin. Erwachte ich doch kürzlich aus einem Albtraum, und der ging so: Ich befinde mich in einer Wohnung, die mir unbekannt, aber meine eigene ist; vor der Tür stehen geschätzte alte Bekannte, die auf ein Glas Wein vorbeikommen, und wie ich im Keller ein paar Flaschen greifen will, stehe ich vor spinnwebenverhangenen leeren Regalen; in den Ecken ein paar leere Flaschen und, merkwürdig, einige dreckige Bouteillen Holunderwein. Panik macht sich breit. Lassen wir tiefenpsychologische Erörterungen über Verarmungswahn und noch peinlichere Einsichten in den Keller meines Unbewussten – tatsächlich herrscht in meinem realen Weinlager Unordnung, mit dem bedauerlichen Effekt, dass ich immer mal wieder auf Tropfen stosse, die hoffnungslos überaltert sind, andererseits aber auch freudigste Entdeckungen mache.

Von einer ordentlichen Buchführung kann keine Rede sein. Aber als nach einem Totalabsturz meines Laptops ein Nothelfer einen Teil der Daten aus den Trümmern rettete, förderte er auch ein Dokument zutage, das den Kauf einer Kiste Troplong-Mondot 1994 zu Fr. 32.– die Flasche festhielt. Tatsächlich muffte sie in einer Ecke vor sich hin (die Kiste, nicht der Wein!). Dieser St-Emilion ist zwar bei René Gabriel aus der Gnade gefallen (zu konzentriert, «viel zu viel Gerbstoffe»). Aber – Einspruch, Euer Ehren! – nach ausgiebigem Dekantieren präsentiert er sich zwar nicht als Charmebohlen, aber, mit einigen animalischen Noten, als eine dichte, enigmatische Herausforderung. Von grösserer Lebensdauer als der vom Meister prophezeiten. Ob er heute das Doppelte meines seinerzeitigen Einsatzes wert ist? Vielleicht nicht. Den aber allemal. Meinem lausigen Keller sei Dank.

Château Troplong-Mondot: Saint-Emilion Grand Cru 1994. 13%. GrVins SA, Jouxteins-Mézery. Fr. 64.80. www.grvins.ch

Zu geniessen gemixt oder pur

Von Jürg Zbinden

1 — Bereits zum vierten Mal in Folge ist Rémy Martin Partner der Internationalen Filmfestspiele von Cannes. Auf die feurige Erstaussgabe des V.S.O.P. «Red Carpet» im Jahr 2010 folgten die schwarz-golden glänzende Limited Edition von 2011 sowie die letztjährige Version in Gold. «Gold and light» heisst die glamouröse Sonderedition des V.S.O.P., die Rémy Martin anlässlich der diesjährigen Internationalen Filmfestspiele von Cannes lanciert, welche vom 15. bis zum 26. Mai stattfinden. Die limitierten, golden schimmernden Liter- und Magnumflaschen sind nicht allein den Filmstars an der Côte d'Azur vorbehalten, sondern auch für V.S.O.P.-Liebhaber und -Sammler ab 1. Mai im Jelmoli in Zürich für Fr. 249.– (1,5 Liter) erhältlich.

2 — Kaum etwas erfrischt an einem heissen Tag mehr als ein eisgekühlter Gin Tonic – aber oftmals scheiden sich selbst die höchstprozentigen Geister an der Frage, welcher Gin denn nun der beste sei (und dann muss es auch noch das passende Tonic sein). Den Bulldog-Gin gibt es neu auch in der Schweiz, und er hat das Zeug zum Klassiker: die Flasche in elegantem Schwarz und der Hals in Form eines Hundehalsbands gehalten, der Union Jack auf dem Logo zur Unterstreichung der Herkunft und die älteste Destillerie im Land des Gins, die G&J-Greenall-Destillerie, als Produktionsort. Zudem gilt er aufgrund der komplexen Aromen von zwölf Pflanzen, Kräutern und Früchten – wie unter anderem der *dragon eye*-Frucht und Lotusblättern – als der am besten zu mixende Gin der Welt und wurde vom renommierten Fachmagazin *Wine Enthusiast* mit dem Prädikat «superb» geadelt. Bulldog-Gin ist in der 0,75-Liter-Flasche im Detailhandel ab 39 Franken unter anderem erhältlich bei den Fachhändlern Paul Ullrich, Voser, Exclusive-bottle Spirits Store, Kaufmann Wine & Drinks und Weinbroker sowie für Gastronomie-kunden bei Prodega und TopCC.

3 — Liebhaber edler und erlesener Single-Malt-Whiskys können sich diesen Frühling gleich auf zwei Balvenie-Neulancierungen aus dem Familienunternehmen William Grant & Sons freuen. Ab sofort sind der exklusive, siebzehn Jahre alte «Doublewood» (Fr. 139.–) sowie der vierzehn Jahre alte «Caribbean Cask» (Fr. 79.–) als Neuheiten im Schweizer Handel erhältlich. Weitere Informationen im Internet www.dettling-marmot.ch.





Auto

Die Liebe zum Haustier

Den grossen Mini gibt es auch als Zweitürer. Der Paceman ist ein schönes Kapitel einer langen Geschichte. *Von David Schnapp*

Am Anfang war der Mini. Der Mini war ein wirklich kleines britisches Auto. Aber es gab Probleme, und irgendwann gehörte der Mini zum deutschen Autokonzern BMW und wurde grösser. Und er wurde ein grosser Erfolg, ein Kultauto, sagten die Leute. Dann wurde der Mini noch grösser, aus einem Kleinwagen für schöne Frauen, junge Männer mit Stil oder attraktive Paare wurde ein kompaktes Familienauto, das aussah, als hätte man den Mini einer Anabolika-Kur unterzogen: der Countryman. Mittlerweile gibt es so viele Spielarten des Mini, dass jeder Normalautofahrer längst die Über-

sicht verloren hat. Das neueste Modell heisst Paceman, hat bloss zwei Türen und ein hinten abfallendes Dach.

Der Paceman ist kein Schönling, sondern ein Charaktertyp, an den man sich gewöhnen muss. Aber der kleine Dicke sieht je nach Lackierung (zum Beispiel Silber mit schwarzem Dach) recht gut aus. Nicht viel geändert hat sich im Innenraum, der riesige Tacho mit integriertem Farbdisplay und den beiden oben sitzenden runden Lüftungsdüsen sieht immer noch aus wie Mickymaus. Das ganze Innendesign ist – nun ja – Geschmackssache und leidet nach unserem Eindruck etwas unter Überoriginalität. Im Vergleich mit dem Countryman wirken die Materialien im Paceman etwas hochwertiger.

Richtig Freude macht der grosse Mini aber, sobald er fährt. Die Bodenfreiheit ist kleiner als beim Countryman, was der Dynamik zugutekommt. Das Fahrwerk ist, wie eigentlich immer beim Mini, hervorragend. Sieben Motoren stehen zur Auswahl, und drei davon kann man mit dem Allradantrieb All4 kombinieren. Wir fuhren den Mini Cooper S Paceman All4 mit Benzinmotor und 184 PS. Auf der Au-

tobahn beschleunigt der Mini zügig, gleitet ruhig und komfortabel dahin, und man hat immer noch etwas Kraft in Reserve, um zu überholen. Und selbst vollbeladen mit vier Personen und Gepäck (was alles erstaunlich gut hineinpasst) fährt sich der Paceman sogar auf Bergstrecken gut.

Allerlei Zubehör

Der Mini sei ein emotionales Produkt, sagen die Verantwortlichen der Automarke. Wer einen fährt, liebt ihn wie ein Haustier und statet ihn mit allerlei Extras aus. Zwischen den Rücksitzen gibt es eine Metallschiene, auf der man Zubehör anbringen kann: Getränkehalter, Aschenbecher oder eine iPad-Halterung. Auch beim Innen- und Aussendesign gibt es unzählige Möglichkeiten, aus seinem Fahrzeug einen einzigartigen Mini zu machen. Damit wurde dieses Auto sehr, sehr erfolgreich, und deshalb kann man davon ausgehen, dass auch der neue grosse Mini mit nur noch zwei Türen und abfallendem Dach seine Anhänger finden wird. Und nachdem wir stundenlang mit dem Mini Paceman rumgefahren sind, können wir das durchaus verstehen.

Damit endet die Geschichte vom Mini nicht, nachdem man dem grossen Mini zwei Türen abgenommen hat, sind weitere Formen denkbar, zum Beispiel ganz ohne Dach ... Man wartet gespannt auf das nächste Kapitel.

Mini Cooper S Paceman All 4

Leistung: 184 PS, Hubraum: 1598 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 212 km/h
Preis: Fr. 38 700.–





«Magistral, aber mit leiser Ironie»: Satiriker Jacobbo, 61.

MvH trifft

Viktor Jacobbo

Von Mark van Huisseling — Kann man planmässig ein lustiges Gespräch führen? Nein, so sieht es aus.

Manchmal bedauere ich, dass es nicht mehr das Jahr 2002 ist, als ich die ersten Folgen der Gespräche-mit-(mehr oder weniger grossen)Berühmtheiten-Kolumne schrieb und immer einen superlustigen Einstieg liefern wollte (oder wenigstens einen, bei dem ich cool rüberkam). Weil der kleine Orientierungslauf durch Zürich-West, den ich absolvieren musste (zusammen mit dem Chef der «Blofeld Entertainment GmbH», der das Gespräch organisiert hatte), bevor ich Viktor, mit dem ich bekannt bin, traf, dafür etwas hergegeben hätte: von dem Geschäft «Walter Vintage Möbel & Accessoires», wo das Interview hätte stattfinden sollen – was nicht ging, weil im Untergeschoss die Closing-Party des Klubs mit Namen «Cabaret» im Gang war (es war Montag, 12 Uhr mittags) –, in das Lokal im ersten Stock des «Hotel Rivington & Sons», die Ersatz-Interview-Örtlichkeit.

«Weil ich deinen neuen Film noch nicht kenne, sage ich nichts dazu [altmodische Hal-

tung, ich weiss]; sag du etwas.» – «Es ist die absurde These, dass alle Probleme zwischen beiden Ländern gelöst werden könnten, wenn Deutschland sich der Schweiz anschliessen würde als Kanton. Ich habe den Gesprächspartnern gesagt, ich möchte ernsthaft darüber reden; es wurde nicht erwartet, dass sie vor der Kamera blödeln, und es war klar, dass ich niemanden verarsche.» – «Du hast viele Leute bekommen dafür ...» – «Doris Leuthard, zum Beispiel, ist zwar magistral, aber mit leiser Ironie. Joschka Fischer, der mitmachte, weil ihn seine Frau überredet hatte, hat Spass bekommen an der Idee während des Gesprächs; er kennt viel von der Schweizer Geschichte. Und Oskar Freysinger singt ...» – «Um den Forumsgedanken des Gesprächs weiterzuführen: Sag etwas in der *Weltwoche* über die *Weltwoche*.» – «Wahnsinnig schade, dass sie zu einem Parteiblatt wurde; Roger Köppel und ich schätzen uns gegenseitig, ich finde es unter seinem Niveau.»

«Jetzt müssen wir das Gespräch etwas lustiger machen ...» – «Nein, wir müssen vor allem auf das Thema kommen, bis jetzt haben wir über alles andere geredet.» (Das ist untertrieben, und ich habe bereits 830 Zeichen zum Film [inklusive Leer- und Satzzeichen] wiedergegeben.) «Du hast das Humormonopol in der Schweiz, zusammen mit Mike Müller, liest man.» – «Da schlafen mir gerade die Füsse ein. Was heisst «Monopol»? Im Fernsehen haben wir diese Sendung. Und wenn es mehr Humorsendungen geben soll, muss man das der Fernsehdirektion sagen ... Ich mache relativ viel Nachwuchsförderung, dass nämlich junge Künstler bei uns in der Sendung auftreten dürfen und auch im Casinotheater Winterthur.» (Er hat recht – als ich noch berühmt werden wollte, veranstaltete er sogar Lesungen mit mir.) «Hat eigentlich Humor, Comedy, mit Witze-Erzählen zu tun?» – «Witze sind ein Teil des Genres «Humor», und der Künstler bestimmt das Genre. Was auch oft missverstanden wird: Wir sind keine Pointenshow, wir kommentieren. Und dann gibt es Journalisten, die die Lacher zählen.» – «Also brauche ich nicht mehr zu fragen, ob du auf Abruf einen lustigen Witz erzählen kannst.» – «Erstens kann ich das nicht, zweitens will ich nicht. Ich mag keine vorgefertigten Witze. Von mir fordert man, lustig zu sein, weil das mein Beruf ist, aber ich bin gerne auch mal ernst.» – «Sag mir einen Film, den du lustig findest.» – ««Adam's Apple», der ist nicht nur lustig, sondern hat beides, das gefällt mir mehr [eine dänische Produktion mit Mads Mikkelsen], und natürlich Filme von Dani Levy, die sind ebenfalls lustig. Sehr lustig finde ich die «Curb Your Enthusiasm»-Serie mit Larry David, obwohl die Lustigkeit beeinträchtigt wird durch Fremdschämen.» – «Ein lustiges Buch?» – «Ich lese ganz wenig lustige Bücher, ich lese zwar viel und mag Literatur ... Im Moment bin ich an «Wolf Hall» von Hilary Mantel [ein historischer Roman], selbst dort hat es Humor drin.» – «Gibt es lustige Frauen?» – «Ja, gibt es.» – «Dann hatte der Essayist, der «Weshalb Frauen nicht lustig sind» geschrieben hat, nicht recht?» (Christopher Hitchens in *Vanity Fair*; weil sie es nicht nötig haben, war sein Argument.) «Es gibt nicht sehr viele.» – «Wer denn?» – «Die üblichen Verdächtigen in der Schweiz: Nadeschkin finde ich lustig, Gardi Hutter ist lustig, Fabienne Hadorn kann super gut parodieren, und die Slam-Poetin Hazel Brugger ist eine lustige junge Frau.» – «Die lustigste Zeitschrift der Schweiz?» – «Die *Weltwoche*, natürlich; und dort vor allem das Editorial.»

Sein liebstes Restaurant: «Die «Alpenrose.» – «Das hast du schon 2006 gesagt.» – «Ich bin eben konstant.» – «Oder du gehst nicht aus.» – «Stimmt, ich gehe wenig auswärts essen, weil oft der Wirt kommt mit dem Gästebuch.» «Alpenrose», Fabrikstrasse 12, Zürich, Telefon 044 271 39 19.



OYSTER PERPETUAL COSMOGRAPH DAYTONA

125
Jahre

BUCHERER

1888

bucherer.com



ROLEX